



Bilder und Scenen

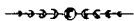
aus

A m e r i k a.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen
für die Jugend ausgewählt und bearbeitet
von A. W. Grube.

Mit Abbildungen.

Zweite Auflage.



Stuttgart, 1853.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

A m e r i k a.

Während die östliche Erdhälfte drei Kontinente zählt, hat die westliche nur einen, sie ist also wasserreicher und landärmer als jene. Während der große Ostkontinent ein dreieggliedertes Ganze ist mit den bestimmt ausgeprägten Gegensätzen eines Morgens- und Abendlandes und eines Südens und Nordens, fehlt diese Gliederung der westlichen Hälfte völlig. Diese hat wohl zwei Hälften, aber beide liegen fast unter derselben Länge. Schon dieß begründet eine große Einförmigkeit des amerikanischen Festlandes. Aber noch mehr. Südamerika hat gar keine Halbinseln, Nordamerika sehr wenige und dazu unbedeutende. Die Westküste ist weit von der Ostküste entfernt, und überdieß durch den ungeheuren Gebirgswall verbarrikadirt, der sich vom Kap Horn in Südamerika bis zur Polarzone in Nordamerika fast ununterbrochen in einer Länge von 3500 Stunden fortzieht. Die Ebenen sind alle nach Osten vorgelagert, nach Osten fließen fast alle Ströme, nach Osten öffnet sich das Mittelmeer, das nicht wie das europäische drei Erdtheile vermittelt. Es ist, als ob Amerika seine Arme nach Osten ausstreckte, um hier die Kultur zu holen, die es in sich allein nicht zu gewinnen vermochte.

So einseitig das Hauptgebirge fortzieht, so einförmig sind wieder die Ebenen gebildet, die nur von wenigen Bergländern und Gebirgszügen unterbrochen werden. Das Tiefland besteht eigentlich nur aus zwei ungeheuren Ebenen; die nordamerikanische erstreckt sich vom mexikanischen Meerbusen bis zum nördlichen Eismeer, die südamerikanische von dem Gebirge von Caraccas bis nach Patagonien hinunter. Die Anden aber in beiden Amerika's fallen schroff gegen das Meer ab, und ebenso schroff gegen die Ebene im Osten; finster und abschreckend stehen sie da ohne die einladenden Stufen- und Terrassenländer. Aber solche Vertheilung von Hochgebirg und Tiefebene begünstigt die Entwicklung großer Stromgebiete; Amerika hat die größten Ströme der Erde, und es hat auch den größten Reichthum an stehenden Wassern. Der Ozean wetteifert mit den See'n und Flüssen, die Luft feucht zu erhalten — ganz verschieden von Afrika, wo die Ostwinde über die asiatischen Wüsten ausgetrocknet anlangen oder die vom mittelländischen Meere zur Sahara wehende Luft ihren Wassergehalt alsbald wieder auflösen muß, und nur die Schneegipfel des Mond- und des Kong-Gebirges die Wasserdünste zu fesseln und Ströme zu speisen vermögen.

Die heißfeuchte Luft mußte in Amerika außerordentlich günstig auf den Pflanzenwuchs einwirken, und wirklich ist Amerika ein eigentlicher Pflanzenkontinent geworden. Denn nirgend anders ist die Vegetation so urkräftig, so riesig, und wenn auch einzelne Pflanzenkolosse, wie der Affenbrotbaum oder Eucalyptus, deren in den früheren Bänden Erwähnung geschah, in Amerika kein Gegenstück haben, so ist doch die Königin aller Gewächse, die Palme, nirgend so hoch, so schön, so man-

nigfaltig wie in Amerika, so ist doch nirgend die Masse der Pflanzen so großartig, so findet man doch nirgend anders auf der Erde so ausgedehnte Urwälder als in Amerika, besonders in seiner Südhälfte. Selbst die Steppen besitzen eine periodisch lebendige Pflanzendecke; ein völlig unfruchtbares Sandmeer wie in Afrika oder asiatische Sandwüsten sind in Amerika nicht zu finden.

Der großartige Pflanzenwuchs wirkt wiederum seinerseits auf die Wärmestrahlung zurück, indem er diese vermindert, eine größere Feuchtigkeit und Kühle der Luft erzeugt; darum sind auch die amerikanischen Klimate im Allgemeinen kälter als die in der alten Welt unter gleicher Breite. Die Nordpolarländer erstrecken sich bis in das Gebiet des St. Lorenzstroms; da jedoch schon in Mexiko das tropische Klima beginnt und der größte Theil von Südamerika ebenfalls in der heißen Zone liegt, so ist wiederum die Ausdehnung der gemäßigten Zone gering. Doch hat die Natur diesen Uebelstand wieder dadurch vergütet, daß sie in den Cordilleren große Hochebenen (Peru, Luito, Mexiko) emporhob und diesen den Genuß einer reineren und kühleren Luft verschaffte. Die heißfeuchte Luft der Meeresküsten innerhalb der Wendezirkel ist ein wahrer Gifthauch. Jene Hochlande aber haben noch mit einem andern Feinde zu kämpfen: mit den Erdbeben und Vulkanen. Ueberall ist die Natur des Kontinents den Pflanzen freundlich, den Menschen eher feindlich, und noch jetzt, wo die Einwohner um Millionen in kurzer Zeit zunehmen, sind ihre Städte und Ansiedelungen doch nur ganz kleine Punkte in der ungeheuren Pflanzenwildniß.

Bei solcher natürlichen Beschaffenheit des Landes ist es nicht zu verwundern, wenn die eingebornen Völker

große Einförmigkeit und wenig, fast gar keine Bildung zeigen. Nord- und Südamerika wird von Einer einheimischen Race bewohnt, der kupferfarbigen, die man mit Unrecht die „indianische“ genannt hat. Einzelne Unterschiede in lichterer Farbe, in Temperament und Anlagen abgerechnet, sind sich alle doch darin gleich geblieben, daß sie nirgends den Uebergang vom Jäger- und Fischerleben zum Ackerbau gefunden haben durch das Hirtenleben; selbst die in der Civilisation am meisten vorgeschrittenen Reiche der Inka's in Peru und der mexikanischen Indianer haben es nicht gelernt, den Bison zu zähmen. Als Amerika entdeckt wurde, hatte es weder Pferde noch zahmes Rindvieh, und außer dem Mais auch kein Getraide. Weder Mexiko noch Peru waren so weit vorgeschritten, daß sie verstanden hätten, die metallischen Schätze ihrer Berge aus dem Gestein zu schmelzen und mit Eisen die übrigen Metalle zu verarbeiten. Nur das bereits gediegen vorgefundene Gold, Silber und Kupfer verstanden sie zu formen. Die Mexikaner hatten Bilderschrift, und merkwürdige Bauwerke sind Zeugen ihres einstigen Glanzes; doch wie himmelweit standen sie in ihrer Bildung hinter den alten Ägyptiern zurück! Die Peruaner aber gebrauchten sogar Knotenschüre zur Unterstützung ihres Gedächtnisses.

Die indianische Menschenrace ist die schwächste; Pflanzenmenschen wie die Australneger, die fast bloß vegetiren, es aber nie zu einem bürgerlich geordneten, vernünftig gebildeten Leben brachten. Der Indianer ist oft stark in seinen Schenkeln, ein guter Läufer, ein geschickter Jäger, schlauer Krieger; aber schon zu ausdauernder Feldarbeit reicht seine Kraft nicht aus, und dieß hat den schändlichen Negerhandel zur Folge gehabt, weil die

Schwarzen nicht bloß muskelkräftig, sondern auch gegen den Einfluß der Hitze abgehärtet sind. Das Nervenleben ist wenig empfindlich bei den Indianern, daher auch ihre Gefühllosigkeit in Ertragung von Körperschmerz. Die Belebtheit der Nerven ist aber ein Haupterforderniß für ein reges geistiges Leben.

Gleich schwach, wie der amerikanische Mensch, sind auch die amerikanischen Vierfüßer organisiert. Das Lama der peruvianischen Andes, das auch zum Lasttragen benützt wurde, wie schwach und klein im Vergleich mit dem Kameele der alten Welt! Elephanten und Rhinocerosse sind gar nicht vorhanden, der gewaltige bengalische Tiger und der majestätische afrikanische Löwe ist zum Jaguar und Cuguar herabgesunken. Auf den Antillen konnte zur Zeit der Entdeckung das Kaninchen für das größte Säugethier gelten — wie anders bei den Sundainseln mit ihrem Thierreichtum! Den mexikanischen Hunden fehlte das Gebell, und die europäischen Hunde schlugen die armen, nackten Wilden in die Flucht. Hingegen ist die feuchte Luft Amerika's wiederum der Entwicklung der Insekten und Amphibien günstig gewesen, und auch der Vogelreichtum entspricht dem Pflanzenreichtum. Die schönsten Schmetterlinge sind namentlich in Brasilien, und von dem herrlichen kleinen Kolibri bis zum riesigen Kondor ist eine prachtvolle Stufenreihe.

Amerika ist eine neue Welt, nicht bloß, weil sie für die alte neu entdeckt werden mußte, sondern weil sich in ihr auch ein neues Kulturleben entwickelt. Das alte Europa hat in Amerika einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit gefunden.

Der spanisch-romanische Stamm hat die neue Welt entdeckt, hat Südamerika und Mexiko beseffen, aber nicht

gebaut im Schweiße seines Angesichts, sondern als fremder Eindringling hat er sich mit unersättlicher Habgier und Grausamkeit bereichert an ihren edlen Metallen, ist aber arm geworden durch diesen Reichthum. Der englisch-deutsche Stamm hat Nordamerika in Besitz genommen, hat sein Blockhaus gezimmert aus den Stämmen des Urwaldes, hat die Wälder gelichtet, im Kampfe mit einer gewaltigen Natur und mit den wilden Eingebornen, er hat den Boden gebaut und urbar gemacht. Jetzt sind Städte geworden aus einsamen Niederlassungen, die noch vor wenigen Jahrzehnten Jagdgrund des rothen Mannes, Weideplatz von Büffelheerden und finsterner Urwald waren, das Dampfroß eilt durch weite Strecken und prächtige Dampfschiffe durchfurchen die Ströme; das neue Volk ist nun einheimisch und verwachsen mit dem neuen Boden. Zuerst nachhaltig bevölkert von englischen Puritanern, haben diese dem Charakter der nordamerikanischen Freistaaten ihren Typus aufgedrückt und einen eigenen Stamm gebildet, der alle die Tausende von Einwanderern der verschiedensten Stämme Europa's aufnimmt, deren Eigenthümlichkeit verzehrt und in die seinige verwandelt. In Einheit trotz aller Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse, Abstammung, theilweise auch der Interessen, reckt Anglo-Amerika die gewaltigen Glieder in übermüthiger Jugendkraft und verschlingt mit Polypenarmen einen gewaltigen Länderstrich um den andern. Bald wird auch Südamerika darunter seyn.

Mexiko, Brasilien und die südamerikanischen Republiken sind halbroh, denn die gerühmte Civilisation, welche die Spanier nach Amerika trugen, war meist gewaltthätige, blutdürstige Barbarei unter dem Deckmantel des Christenthums. Auch der katholische Gottesdienst dieser

halb civilisirten Völker ist, wie du aus den Skizzen von Lima ersehen kannst, im Grunde nur Heidenthum. Die wilden Indianerstämme, von denen die Botofuden ein Prachtexemplar sind, schmelzen im Süden wie im Norden immer mehr zusammen, im dumpfen Widerstand gegen europäische Bildung. Statt ihnen aber die wahre Bildung im Christenthum zu bringen, hat man ihnen meist nur Unterdrückung oder Tod durch europäische Waffen, Laster und Feuerwasser gebracht. Von Nordamerika aus erfrischt sich nun das von Ueberbildung krank gewordene europäische Leben und gewinnt im Kampfe mit der Natur eine neue sittliche Stärke. Es ist bewundernswerth, wenn man die Siege gewahrt, welche die Kultur des Menschen Tag für Tag in den Pflanzeneindöden erringt. Großes ist geschehen, aber noch Größeres wird in der Zukunft geschehen, die auf die Schultern der Vergangenheit steigt.

Das Leben des Menschen ist wie das Leben der Natur unerschöpflich und steht nie stille; ist es auf einem Punkte scheinbar erstarrt, so bricht es auf dem andern nur um so frischer und kräftiger hervor; es ist das alte und doch immer wieder neu, in ewigem Wechsel freisend und immer mannigfaltiger sich offenbarend. Wer aber im Buch der Natur und im Buch der Geschichte zu lesen versteht, der findet auch leicht in dem Veränderlichen das Unveränderliche, in dem Wechsel das Beständige, nämlich Gott — die ewige Wahrheit.

Erster Abschnitt.

Labrador und seine Bewohner. *)

Labrador, das „Eskimo-Land,“ ist eine mächtige Halbinsel, noch einmal so groß als ganz Frankreich, ja als Deutschland, denn es hat mehr als 20,000 deutsche Vierteleilen Flächeninhalt; aber dieß Land ist zugleich eines der kältesten, ödesten, unwirthlichsten auf der Erde, im Innern voller Berg- und Felsreihen und düsterer Wälder, und bloß an seinen Küsten bekannt. Eine Gesellschaft englischer Kaufleute, die Hudsonsbay-Kompagnie in London, hat über dieses weite Gebiet zu verfügen und daselbst mehrere Faktoreien angelegt, die sämtlich an der Küste des Nordmeers liegen. Nachdem aber diese Kompagnie aus einer von herrnhutischen Missionaren herausgegebenen Schrift ersehen hatte, daß das Innere von Labrador vortreffliches Pelzwerk liefere, so wurde auf dringendes Anrathen ihres Gouverneurs Sir George Simpson beschlossen, dort eine Niederlassung zu gründen, um — wie man es nannte — „die Lage der Eingeborenen zu verbessern.“ Im Jahr 1831 ging eine Abtheilung von Beamten und Dienern der Kompagnie von Kanada aus zu Lande nach Labrador

*) Ausland 1850, 131 ff.

ab, und diese Leute gründeten, etwa 30 englische Meilen von der See entfernt, am östlichen Ufer des Ungava- oder Südlusses den Handelsposten Ungava, unter 59° 28' Breite, in einer höchst traurigen Gegend, umgeben von kahlen, nur mit gelblichen Moosen oder Flechten spärlich bedeckten Felsen, deren Einförmigkeit nur durch einige Gruppen verkrüppelter Fichten unterbrochen wird.

Die Hoffnungen, welche man an diese neue Niederlassung knüpfte, wurden aber bald vereitelt, indem sich erstlich gar nicht so viele Pelzthiere vorfanden, als man erwartet hatte, dann aber mit den Eingebornen kein gewinnreicher Handel anzuknüpfen war, und endlich wegen der Unfruchtbarkeit des Landes die Versorgung mit Lebensmitteln höchst kostspielig und schwierig wurde. Doch die Länder- und Völkerkunde hat durch diese Unternehmung sehr gewonnen, indem ein Beamter der Kompagnie, Mac Loan, fünf Jahre lang mit allem Eifer und größter Ausdauer das Innere der unbekannten Halbinsel zu erforschen strebte, und schätzbare Mittheilungen darüber veröffentlicht hat, von denen ich Dir die merkwürdigsten jetzt mittheile.

Das Klima des südlichen Theils von Labrador ist nicht allzu streng, und in den kältesten Monaten des Jahres zeigt das Thermometer selten unter 24° R. Kälte. An dem Ufer der Eskimobay finden sich einige zum Ackerbau geeignete Stellen, und man zieht dort Kartoffeln nebst Küchengewächsen im Ueberfluß; auch Korn, besonders Gerste und Hafer, würden sehr gut gedeihen, wenn die Bewohner sich die Zeit nähmen, das Feld zu bestellen.

Ungava liegt mit Petersburg unter gleicher Breite, aber wenn ein Ort in Amerika 60° nördl. Breite hat,

so will das mehr sagen, als für Europa, da die westliche Halbkugel verhältnißmäßig um mehrere Grad kälter ist, als die östliche. Wenn z. B. das Thermometer an den nördlichen Küsten der Ostsee noch 3° R. über dem Gefrierpunkte steht, fällt es an der Hudsonsbay schon eben so viel Grad unter den Nullpunkt herab. In einem so hohen Breitengrade, wie Ungava liegt, hat das Klima von Labrador nur große Hitze und große Kälte, von Frühling und Herbst ist keine Rede, auf die Strenge des Winters folgt unmittelbar die Hitze des Sommers, und umgekehrt. Am 12. Junius 1840 stieg plötzlich das Thermometer von 16° R. unter Null auf 0° Wärme, und das war der erste Tag des Sommers. Die Hitze nahm nun fortwährend zu, und das Thermometer zeigte häufig 24° bis 30° R. im Schatten. Diese große Hitze entsteht einerseits durch das längere Verweilen der Sonne über dem Horizont, theils durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der felsigen, gewöhnlich kahlen Oberfläche des Landes. Wenn indessen der Wind vom Meere her weht, so wird die Atmosphäre so kühl, daß sie unangenehm ist, und solche Witterungswechsel, die man im Sommer häufig erlebt, werden wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß das Meer zu dieser Zeit voll Eis ist. Bemerkenswerth ist, daß hier die strengste Kälte von stürmischem Wetter begleitet wird, während im Innern von Nordamerika heftiger Frost ruhige Luft erzeugt.

Der Winter beginnt in Labrador im Oktober; gegen Ende des Monats ist das ganze Land mit Schnee bedeckt, Flüsse und Seen sind zugefroren. Doch bleibt der Ungavafluß, wegen der Kraft der Fluth des Meeres und seiner eigenen Strömung oft bis zum Januar offen.

In dieser Zeit ist keine Gegend der Welt, die ich gesehen oder von welcher ich gehört und gelesen habe, ein trostloserer Aufenthalt für civilisirte Menschen als Ungava. Das unaufhörliche Krachen des von der Fluth hin und hergeworfenen Eises betäubt beständig das Ohr, während das Licht des Himmels durch die in der Luft hängenden Nebel verhüllt ist und eine lange Dämmerung herrscht. Wenn sich jedoch das Eis im Flusse festgesetzt hat und der Nebel verschwunden ist, so zeigen sich die Schönheiten der Winterlandschaft, eine unabsehbare Fläche von blendendem Schnee, woraus hier und da kleine Gruppen von Fichten oder die kahlen Felsenspitzen nackter Bergreihen hervorragen, von welchen die Gewalt der eisigen Sturmwinde selbst die zähen Flechtmoose herabgerissen hat. Die dortigen Winterstürme sind die heftigsten, welche ich erlebt habe, und sie reißen Alles mit sich fort, so daß sie oft den Indianern tödtlich werden, die davon im Freien überfallen wurden. In dem Jahre vor meiner Ankunft in Labrador hatte eine Gesellschaft Indianer mit ihren Frauen sich auf eine wüste Insel in der Bucht gewagt, um Rennthiere zu jagen, wurde aber durch einen plötzlichen Sturm genöthigt, in möglichster Eile zum Festlande zurückzukehren. Allein die Frauen waren bald von dem rasenden Sturme so erschöpft, daß sie nicht mit fort kamen und ihrem Schicksal überlassen blieben, worauf sie dann von dem heftigen Schneefall bedeckt wurden. Als die Wuth des Sturmes nachgelassen hatte, gingen die Männer aus, um sie zu suchen, aber vergebens; die Unglücklichen waren nirgends zu finden.

Während des Winters zeigen sich am Himmel häufig strahlende Nordlichter, selbst am Tage, und ich habe

beobachtet, daß wenn der Südwind — im Winter der kälteste Wind, weil er die eisbedeckten Gegenden von Kanada und Labrador durchzieht — längere Zeit weht, der Himmel hell wird und das Nordlicht verschwindet. Sowie aber Ostwind eintritt, welcher mit den Dünsten des atlantischen Oceans geschwängert, milderes Wetter selbst im tiefsten Winter mitbringt, so strahlen die Nordlichter, zuerst am hellsten, dann immer schwächer, bis sie mit dem Winde wieder verschwinden.

Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Ungava fiel das Thermometer zweimal bis auf 40° R. unter Null; der größte Wärmegrad 31° um Mittag im Schatten.

Das ganze Land ist mit Felsenblöcken besäet, die zum Theil aus Granit bestehen, der wahrscheinlich vom Meere aus weiter Entfernung hergetrieben ist und überall abgerundet erscheint. An einigen Stellen der Küste liegen diese Blöcke reihenweise, eine Reihe etwa 40 Fuß weit von dem höchsten Wasserstande, und die andern immer höher an den Hügeln hinauf bis zur Spitze derselben. Das Grundgestein ist Spenit und Gneiß, an dem Ufer der Eskimobay Spenitgneiß und reines Quarz, aber überall sieht man Klumpen von schwarzer und rother Hornklende.

Der Boden von Ungava besteht hauptsächlich aus verwitterten Flechtmoosen, welche eine torfähnliche Substanz bilden. In den Niederungen an den Ufern der Flüsse ist der Boden gewöhnlich tief und fruchtbar genug, um große Bäume zu erzeugen. In den Thälern findet man Gruppen von Bäumen, welche aber immer zwerghafter werden, je höher hinauf sie an den unfruchtbaren Bergen stehen, bis sie zuletzt in niedriges Gestrüpp aus-

arten. Die Gehölze an der Seeküste bestehen nur aus Lerchentannen, und diese finden sich auch hauptsächlich im Lande vor, untermischt mit Fichten und einigen Pappeln, Birken und Weidenbäumen. In günstigen Jahren ist die ganze Gegend während des Sommers bedeckt mit den verschiedensten Beeren, als Heidelbeeren, Preiselbeeren, Stachelbeeren, rothen Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren, auch mit dem allen hochnordischen Ländern eigenen *Rubus arcticus* und *R. chamaemorus* mit seiner gelben, angenehm schmeckenden Frucht; daneben findet sich auch der Lakrigenstrauch an den Ufern des Ungavaflusses.

Die verschiedenen Thiergattungen des Landes sind bald aufgezählt, da die sterile Beschaffenheit des Bodens und das strenge Klima nur den ausdauerndsten das Leben gestattet. Deshalb finden sich nur folgende Vierfüßler vor: schwarze, braune und graue Bären, Eisbären, blaue, schwarze, rothe und weiße Füchse, Wölfe, Wolverinen (*Gulo luscus* *), Marder, Viber (aber sehr selten), Ottern, Hermeline, Moschusratten und Stinkthiere, weiße Hasen, Kaninchen, Rennthiere, und in einigen Gegenden des Innern der Lemming.

Die Bären von den verschiedenen Farben sind verschiedene Species dieses Thiers; der graue Bär kommt niemals in Kanada vor, während er in Labrador zu Hause ist. Es ist merkwürdig, daß eine Bärin mit Jungen selten oder niemals geschossen wurde, und daß der schwarze Bär den Menschen vermeidet und ihm nicht gefährlich ist, während der graue Bär immer zuerst angreift. Unter den Füchsen gehören nach der Meinung

*) Ein Bielfuß.

der Wilden und der Jäger die rothen, schwarzen und silberweißen zu einer Species, weil sich junge Füchse von allen diesen Farben in Einem Neste gefunden haben; die weißlichen und blauen Füchse dagegen gehören zu einer andern Varietät, sind auch sehr dumm und werden deshalb leicht gefangen, während die ersteren außerordentlich schlau und vorsichtig sind. Die Rennthiere bestehen aus zwei Arten, den wandernden und den einheimischen oder Baldrennthieren, welche von größerer Gestalt, aber nicht zahlreich sind. Die ersteren ziehen in großen Schaaren zu bestimmten Jahreszeiten und kommen von Westen her gewöhnlich im Anfang des März an den Ungavafluß, gehen dann über das kahle Land an der Seeküste bis an den Georgsfluß, wo die Weibchen im Juni ein Junge zur Welt bringen, während die Böcke in kleinen Heerden im Innern von Labrador sich zerstreuen, bis im September sich die ganze Schaar wieder versammelt, und langsam von der Küste immer westlich wieder abzieht.

Von Vögeln habe ich im Winter nur Ganselühner, Schneehühner, eine kleine Art von Waldspechten, Neuntöchter und winzig kleine Sperlinge gesehen, im Sommer erschienen Schwäne, Gänse, Enten, Adler, Falken, Raben, Eulen, Rothkehlchen, Schwalben und besonders Gidergänse in großer Zahl.

In den Seen finden sich nur Weißfische, Forellen und Karpfen, und im Ungavaflusse fingen wir zuweilen Lachse, die an der Küste in großer Menge seyn müssen. Im Meere gibt es schwarze Walfische, Tümmler, Seehunde und das Narwal oder See-Einhorn.

Die Einwohner.

Im Innern von Labrador haufen Indianer, an der Küste der von den Indianern ganz verschiedene Stamm der Eskimo's. Diese waren in früheren Zeiten die alleinigen Küstenbewohner, aber jetzt ist der südliche Strich von einer Mischlingsrace bevölkert, den Bastarden von Europäern und Eskimo's, nebst etlichen umherstreifenden Eskimo's, auch von englischen und kanadischen Fischern und Jägern, die in Sitten und Lebensweise fast ganz zu Eskimo's geworden sind. Während diese Europäer aus Noth manche Sitten der Wilden annehmen müssen, haben die Bastard-Eskimo's so viel europäische Gewohnheiten sich angeeignet, daß ihre Nationalität so gut wie verschwunden ist. Sie kochen ihre Speisen, trinken Rum, rauchen und kauen Tabak, und tragen durchgängig Kleider nach europäischem Schnitt, besonders die Frauen; sie haben ein Bißchen Französisch und Englisch gelernt, namentlich die Flüche aus diesen Sprachen, und sie verstehen zu lügen und zu betrügen. Alle Verhältnisse in Anschlag gebracht, muß man sich noch wundern, daß ihre Sitten nicht noch verdorbenere sind, als es der Fall ist. Im Sommer halten sich immer mehrere amerikanische Handelschiffe an der Küste auf, in deren Ladung das abscheuliche „Feuerwasser“ ein Hauptartikel ist, welchen sie in Menge an die Eingebornen in Tausch umsetzen. Diese amerikanischen Abenteurer sind gewöhnlich Menschen von schlechten Grundsätzen, welche nur gar zu gern ihre

Kunden hintergehen; dadurch sind jetzt die Eingebornen schon so klug geworden, daß sie eher Andere betrügen, als sich betrügen lassen.

Die Eskimo's leben meist vom Fischfange, der Jagd auf Rennthiere und Seehunde, den Thran trinken sie in großen Zügen, ihre Religionsbegriffe sind ganz roh, doch ist in ihrer Gemüthsart etwas Treues, Gutmüthiges, auch ist ihre Sprache sehr ausgebildet, aber schwer zu lernen. Ihre Unreinlichkeit ist groß, Rauch und Ausdünstungen aller Art in ihren engen Wohnungen machen es einem Europäer oft unmöglich, sich darin irgend aufzuhalten, doch sind die Eskimo's der nördlichen Küste in jeder Hinsicht verschieden von ihren Brüdern im Süden, denn sie haben Kenntniß von der christlichen Religion erlangt, auch einige der nützlichsten Künste civilisirter Menschen erlernt und doch von ihrer ursprünglichen Einfachheit nichts eingebüßt. Das verdanken sie den mährischen Brüdern (Herrnhutern), diesen treuen „Nachfolgern der Apostel“, welche unter unglaublichen und jahrelangen Beschwerden und Entbehrungen die Heiden bekehrt, unterrichtet und um sich in Dörfern gesammelt haben, welche Hoffnungsthal, Main, Oka und Hebron heißen.

Die europäischen Bewohner der Labrador-Küste bestehen größtentheils aus englischen Matrosen, welche die Freiheit eines halb barbarischen Lebens in Gesellschaft einer braunen Frau der strengen Schiffsdisciplin vorgezogen, und in diesem unwirthbaren Lande auf Lebenszeit sich niedergelassen haben. Sie ernähren sich vom Fischfang und von der Jagd, und wohnen in hölzernen, mit Schindeln gedeckten Hütten, worin gute Defen finden. Die Bastard-Eskimo's leben ebenso, wie

ihre europäischen Väter, sind nüchtern und fleißig, halten sich meist zum Christenthum und haben bis jetzt wenig Laster der Civilisation. Es überraschte mich, als ich fand, daß Alle lesen und schreiben konnten, obgleich Schulen und Lehrer nicht vorhanden waren; die Mutter unterrichtet die Kinder, und sollte sie nicht dazu im Stande seyn, was selten vorkommt: so ist ihre Nachbarin immer bereit, den Unterricht für sie zu ertheilen. Diese Mischlings-Eskimo's sind zugleich sehr geschickt und wissen sich immer zu helfen. Die Männer verfertigen ihre Boote selbst und die Frauen Alles, was in der Haushaltung erforderlich ist; fast alle Männer sind ihre eigenen Schmiede und Zimmerleute, jede Frau ist Schneiderin und Schuhmacherin. Sie besitzen anscheinend alle Vorzüge der beiden Racen, aus denen sie entsprossen sind, jedoch mit Ausnahme des Muths, denn sie gelten für furchtsamer als die Eskimo's; aber da sie sich hüten, Andere zu beleidigen, so werden auch sie selten beleidigt.

Die Indianer, welche das Innere von Labrador um Ungava bewohnen, sind die Naskepi's, ein Stamm der Kris-Nation, und zählen etwa 100 streitbare Männer. Ihre Sprache, ein Dialekt der Krisprache, ist stark mit Worten der Otschibawaysprache gemischt, und ihr religiöser Glaube ist ganz so, wie er sich in diesem Theile von Nordamerika bei den verwandten Indianerstämmen findet. Sie glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens, das die ganze Welt regiert und Urheber alles Guten ist, auch an ein böses Wesen, den Urheber alles Bösen. Dem guten so wie dem bösen Wesen, welche beide untergeordnete Geister zu ihren Dienern haben, bringt man Opfer; da die untergeordneten Geister auch die Macht besitzen, Gutes oder Böses zuzufügen, so wer-

den ihnen gleichfalls Opfer gebracht, um ihre Gunst zu gewinnen, und die „Medizin-Männer“ (Priester und Zauberer) stehen bei diesen Indianern fast in demselben Ansehen wie die Geister selbst. Ein Paar Maskopi's sind in unsern Niederlassungen getauft und wurden von ihren Lehrern für Christen erklärt; allein ihr ganzes Leben hat hinlänglich bewiesen, daß sie Heiden geblieben sind. Von allen Indianern, die ich kennen gelernt, haben die Maskopi's am meisten Abneigung gegen Veränderung ihres Aufenthalts durch Reisen, und Viele werden alt, ohne daß sie auch nur ein einziges Mal einen Handelsposten der Weißen besuchten. Vor der Niederlassung in Ungava pflegten sie zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte im Innern des Landes sich Alle zu versammeln, und ihr Pelzwerk einem der älteren Männer zu übergeben, welcher damit nach den Faktoreien reiste, und dafür die Gegenstände, welche sie zu haben wünschten, eintauschte. Diese Indianer haben so wenig Verkehr mit den Weißen gehabt, daß man sie auch noch jetzt für ächte „Naturmenschen“ hält, mit allen den Vorzügen ausgerüstet, die man dem Naturmenschen zuschreibt; dabei muß ich sagen, daß es mit der gerühmten Sittlichkeit solcher „Naturfinder“ nichts ist, vielmehr das Gegentheil. Die Maskopi's geben sich ungeschert allen rohen Lastern hin, ja sie haben in ihrer Sprache gar kein Wort für das Schamgefühl, weil ihnen der Begriff fehlt. Ehe wir zu ihnen kamen, war ein so nützliches Hausgeräth wie der Löffel ihnen völlig unbekannt, und ihre unreinen Hände mußten ihnen dessen Stelle vertreten. Wenn sie essen wollen, setzen sie sich im Kreise nieder um einen Kessel, und beginnen damit, daß sie mit den Händen das oben schwimmende Fett abschürfen. Dann fischt Jeder

sich die Fleischstücke heraus, zerreißt und zerbeißt eines nach dem andern, bis Alles verzehrt ist oder Ueberfättigung eintritt, und dann legt er sich zum Schlasfe nieder wie ein gesättigtes Raubthier.

Vielweiberei ist bei den Naskopi's Sitte, hauptsächlich wohl wegen Bequemlichkeit des Mannes, denn je mehr Frauen einer hat, desto mehr Sklaven hat er auch, und wirklich leben die Frauen in einem Zustande schrecklicher Sklaverei. Alle schweren Arbeiten der Haushaltung fallen auf sie; wenn sie im Winter von einem Lagerplaze zum andern ziehen wollen, so müssen die Frauen zuerst gehen und die Schlitten ziehen, welche mit ihrem Gepöck und den kleinen Kindern beladen sind, während die Männer so lange müßig und rauchend in dem verlassenen Lager sich aufhalten, bis sie vermuthen können, daß die Frauen das neue Lager schon erreicht haben werden, wenn sie hinkommen. Dort reinigen die Frauen den Boden vom Schnee, schlagen die Zelte auf, sammeln Brennholz, und wenn sie endlich fertig sind, kommen ihre Herren und Gemahle, um sich behaglich niederzulassen. Die einzige Beschäftigung der Männer ist die Jagd und im Winter der Fischfang; aber sie bringen nicht einmal das erlegte Wild nach Haus, denn das ist auch das Geschäft der Weiber, und nur, wenn die Familie dem Verhungern nahe seyn sollte, lassen sich die Männer herab, so viel Fleisch selbst nach Hause zu tragen, als für das augenblickliche Bedürfniß hinreicht.

Die Naskopi's haben noch immer die barbarische Sitte, ihre hochbejahrten und schwachen Eltern und Verwandten umzubringen; dabei muß ich ihnen jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erwähnen, daß der alte Vater oder Verwandte selbst den Wunsch ausdrückt,

diese Welt zu verlassen, und daß wahrscheinlich sonst diese unnatürliche That unterbleiben würde, denn durchgängig behandeln sie ihre alten Leute mit vieler Sorgfalt und Zärtlichkeit. Der Sohn oder nächste Verwandte übernimmt das Fensteramt, indem er das freiwillige Opfer erdroßelt. Wenn ein Naskopi im Winter stirbt, so wird der Leichnam auf ein hohes Gerüst gelegt und erst im Sommer begraben.

Hinsichtlich ihres Lebensunterhalts rechnen die Naskopi's vorzüglich auf die Rennthiere, aber diese Rechnung ist wegen des gewöhnlichen Umherziehens der Thiere, wie der Jäger, sehr trügerisch. Werden die Rennthiere verfehlt, so leiden die Indianer im Winter Mangel an Nahrungsmitteln und sind gezwungen, diese mit großer Mühe in den Seen sich zu verschaffen; dann müssen sie das zuweilen 8—9 Fuß dicke Eis durchbohren, um ihre Angeln in das Wasser bringen zu können, und fangen nach einer mühseligen Tagesarbeit vielleicht nicht einen einzigen Fisch. Allein sie dürfen nicht nachlassen, bis sie etwas gefangen haben, und müssen die Angel bald an dieser, bald an jener Stelle hinabsenken, so daß sie jede Stelle im See durchsuchen. Sie verstehen sich auch recht gut auf die Fischerei mit Netzen unter dem Eise, aber schon gegen die letzten Tage Decembers gehen die Fische in das tiefste Wasser, und bleiben dort bis zum Ende März, so daß während dieser Zeit kein Fisch im Netze sich fängt. In einzelnen Gegenden sind Rebhühner sehr zahlreich, aber als sicheres Lebensmittel nicht zu rechnen, weil sie die Gegend leicht mit einer andern vertauschen können, wenn sie verfolgt werden, und im ganzen Lande Nahrung finden. Aus diesen Bemerkungen ersieht man, daß die Naskopi's, wie alle andern umherziehenden In-

dianerstämme, die nothwendigen Folgen ihres Nomaden-
 lebens tragen, nämlich daß sie zu einer Zeit im Ueber-
 fluß schwelgen und zu einer andern Zeit fast verhungern.
 Indessen sind sie diejenigen unter allen Indianerstämmen,
 welche von den Weißen noch am unabhängigsten sind,
 mithin noch die wenigsten Bedürfnisse haben. Die weni-
 gen Pelzthiere, welche ihr unfruchtbares Land liefert,
 sind so werthvoll, daß sie mit geringer Anstrengung da-
 von ihre Bedürfnisse decken können. Das Fell des Renn-
 thiers gibt eine vollständige Kleidung, und sie verstehen
 dieses Fell auf eine so eigenthümliche Art zuzubereiten,
 daß es weich wie Gemenleder ist und dann ein werth-
 voller Handelsartikel wird. Da in ihrem Lande Handels-
 faktoreien errichtet sind, so werden mit der Zeit jedenfalls
 künstliche Bedürfnisse entstehen, die bald in nothwendige
 sich verwandeln. Um dieß Resultat hervorzubringen, be-
 dienen sich die Handelsleute aller nur möglichen Kunst-
 griffe und erreichen damit am Ende ihren Zweck voll-
 ständig.

Die Winterkleidung des Naskopi besteht aus einer
 eng anschließenden Jacke von Rennthierfell, mit dem
 Haar nach innen, und einem Ueberrock von demselben
 Stoff, mit dem Haar nach außen getragen. Der vorn
 lang herabgehende Rock wird durch einen Gürtel zu-
 sammengehalten, an welchem Messer und Tabaksbeutel
 hängt. Lederne Beinkleider oder Gamaschen von Tuch
 schützen seine Beine, wenn auch nicht genügend, gegen
 die Kälte, während seine Hände durch Handschuhe, die
 bis an die Ellenbogen reichen, gut verwahrt sind. Auf
 dem Kopfe trägt er eine mit Bären- und Adlerklauen
 reich verzierte Mütze, obgleich sein langes dichtes Haar
 die Kopfbedeckung überflüssig macht — allein so will es

die Mode. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem viereckigen Stücke von weichem Rennthierfell, welches um die Hüften mit einem Gürtel von Tuch oder gestrickter Wolle und auf den Schultern durch Lederriemen gehalten wird, aus einer ledernen Jacke und Tuchgamaschen; einige tragen auch einen weiten Rock von Leder. Die ledernen Kleidungsstücke beider Geschlechter sind bemalt, und gewöhnlich so kunstvoll, wie man es gar nicht vermuthet. Ihr Reisegepäck besteht aus einem kleinen Zelte von Leder, einem Kleide von Rennthierfell mit dem Haar nach außen, einem ledernen Sack, worin Federdunen, und einem Kessel. Wenn der Nasikopi sich zum Schlaf niederlegen will, so zieht er sein Oberkleid aus und breitet es auf die Erde; dann steckt er seine Beine in den Dunensack, wickelt sich in das Oberkleid, indem er seine Kniee bis an sein Kinn heraufzieht, und so ist er gegen die strengste Kälte geschützt.

Erwägt man die Art und Weise, wie diese Menschen ihre Frauen behandeln, so wird man schwerlich glauben können, daß Liebe irgend einen Einfluß auf ihre ehelichen Verbindungen habe, und wirklich scheint auch dieß Gefühl dem Herzen der Wilden ziemlich fremd zu seyn. Wenn ein junger Mann ein gewisses Alter erreicht hat und im Stande zu seyn glaubt, eine Frau ernähren zu können, so theilt er den Eltern seinen Wunsch mit, bekümmert sich aber nicht weiter um diese Angelegenheit, bis seine Eltern mit den Eltern eines Mädchens die Sache in's Reine gebracht haben, wobei die Braut gar nicht gefragt wird. Dann zieht der junge Mann in das Zelt seines Schwiegervaters und wohnt dort ein Jahr; ob er dann das Zelt verläßt oder noch länger dort verweilt, ist einerlei, er gilt nun für ein unabhängiges

Glied der Gemeine, dem Niemand mehr etwas zu befehlen hat. Heirathen unter nahen Verwandten sind erlaubt, auch ist es nicht ungewöhnlich, wenn ein Mann zwei Schwestern zu gleicher Zeit heirathet.

Die Naskopi's haben eigenthümliche Jagdgewohnheiten; wenn ein angeschossenes Thier auch nur eine Strecke weit fortläuft bis es niederstürzt, so gehört es demjenigen, welcher es findet, und nicht dem, welcher es verwundet hat. Und ebenso, wenn ein Thier tödtlich verwundet ist, aber nicht augenblicklich niederstürzt und ein anderer Indianer darauf schießt, daß es niederfällt, so gehört es diesem letzteren.

In ihrem Verkehr mit den Weißen zeigten sich die Naskopi's ganz anders als andere Kris-Indianer, nämlich höchst egoistisch und ungastlich, so daß sie für das geringste Vischen Lebensmittel stets prompte Zahlung verlangten. Ich weiß indeß nicht, ob ich ein Recht habe, dieß Verfahren an ihnen zu tadeln, da sie es von uns gelernt haben. Denn ohne Bezahlung erhalten sie von uns auch nichts, nicht eine Ladung Pulver, nicht eine Kugel oder einen Flintenstein. Unter einander aber üben sie die größte Freigebigkeit und Gastfreundschaft. Von dem erlegten Thiere behält der Jäger nur den Kopf für sich und verschenkt das Uebrige; ebenso freigebig und unparteilich dabei gibt er seine Fische und Vögel weg, und derjenige, welcher am meisten vertheilt, ist anscheinend mit dem Wenigen, was er behält, ebenso zufrieden, als hätte er es selbst empfangen. Es scheint wirklich eine Art von Gütergemeinschaft unter ihnen zu herrschen, und sogar die von uns gekauften Artikel gehen bei ihnen von Hand zu Hand und bleiben selten länger als zwei, drei Tage im Besitz des ersten Empfängers.

Da die Nasfopi's nur von verwandten Stämmen umgeben sind, so leiden sie nicht von den Schrecknissen des Kriegs und sind deßhalb ein unangefochtenes Volk; dabei aber sind sie von demselben Haß wie andere Indianerstämme gegen die armen Eskimo's erfüllt, und lassen keine Gelegenheit vorbeigehen, diese anzugreifen, wenn sie es ungestraft thun können. Unser Aufenthalt bei ihnen hatte jedoch die gute Wirkung, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Völkern hervorzubringen, und besonders mag der Umstand, daß die Eskimo's jetzt auch Feuergewehre haben, und ohne Gefahr nicht anzugreifen sind, dazu beitragen, daß die Nasfopi's vor ihnen mehr Achtung bekommen.

Die Eskimo's sind in ihrer Physiognomie und Gestalt, in Sprache, Sitten und Gebräuchen so gänzlich verschieden von allen übrigen Ureinwohnern Amerika's, daß sie unbezweifelt einer andern Menschenrace angehören müssen. Ihre Gesichtsbildung, Statur und Farbe sind mit den Bewohnern des Nordens von Europa so übereinstimmend, daß man auf gleichen Ursprung dieser Völker schließen muß. Die Eskimo's haben besonders mit den am Meere wohnenden Lappländern viele charakteristische Kennzeichen gemein: die schwärzliche Gesichtsfarbe, die hohen Backenknochen und hohlen Wangen, das spitze Kinn und der breite Mund, der starke Bart, das lange schwarze Haar, die gewöhnlich kleine Statur, ebenso die Kleidung, Nahrung und Wohnung sind ganz gleich. Daß die Eskimo's auch mit den Grönländern verwandt sind, ist völlig zweifellos in den Berichten der herrnhutischen Missionare nachgewiesen, welche unter beiden Völkern sich aufgehalten haben. Auf welche Weise sie aber von einem Continente zum andern gekommen sind, bleibt

der Vermuthung überlassen. Die Meinung ist indeß so unwahrscheinlich nicht, daß sie durch stürmisches Wetter in das Meer und an die Küste von Grönland verschlagen wurden, und von da im Laufe der Zeit nach der entgegengesetzten Küste von Amerika kamen. Von der Südspitze von Labrador bis zur Behringsstraße sprechen die Eskimo's dieselbe Sprache, und nur die Aussprache einzelner Worte ist hin und wieder verschieden. Ein im Kompagniedienste befindlicher Eskimo, welcher den Kapitän Franklin nach dem Mackenzie- und Kupferminenflusse begleitet hatte, versicherte uns, daß er die Eskimo's in jener Gegend und die bei Ungava, obwohl sie einige tausend englische Meilen von einander entfernt wohnen, eben so gut verstehe als seinen eigenen Stamm.

Die Eskimo's sind von jeher ein besonderes Volk gewesen, welches sich von den übrigen amerikanischen Wilden so absonderte, daß sie von jenen mehr für Thiere als Menschen gehalten wurden, so daß man sich ihnen nur näherte, wenn man sie tödten wollte. Obgleich kein Volk anscheinend mehr Neigung hat, mit seinen Nachbarn im Frieden zu leben, als die Eskimo's, so ist doch jeder Nachbar ihr Feind, und doch sind sie ihren Feinden an Stärke und Entschlossenheit überlegen. Der Eskimo wird nicht leicht zum Zorn gereizt, wenn es aber geschieht, so wird er wüthend, schäumt wie die wilden Eber, knirscht mit den Zähnen und stürzt seinem Feinde entgegen mit der Wuth eines Raubthiers.

Die Hauptquelle ihrer Streitigkeiten unter einander scheint die Eifersucht wegen des weiblichen Geschlechtes zu seyn. Unverheirathete Frauenzimmer können thun und lassen, was sie wollen, ohne daß sich ihre Angehörigen viel um sie kümmern, dagegen werden die verheira-

theten Frauen streng überwacht, und ihre Untreue kann leicht sie und den Verführer das Leben kosten. Heirathen werden auf dieselbe Weise wie bei den Indianern Labrador's zu Stande gebracht, nämlich durch die Eltern des Paares und ohne die Verlobten zu fragen. Zuweilen werden sie in ihrer Kindheit verlobt und heirathen sich sehr jung; ich habe einen Knaben von vierzehn Jahren mit einem Mädchen von zwölf Jahren verheirathet gefunden. Bei ihren Hochzeiten finden gar keine Ceremonien oder Festlichkeiten statt; Vielweiberei ist bei den Eskimo's im Gebrauch und der Mann ist Gatte, Richter und Henker seiner Frau, ohne daß Jemand ein Recht hat drein zu reden. Glaubt indeß die Frau, daß sie von dem Manne unrecht behandelt werde, so flieht sie zu den Eltern und bleibt da, bis die Sache aufgeklärt ist. Wird keine Versöhnung herbeigeführt, so ist es der Frau erlaubt, einen andern Mann zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob man von den Eskimo's sagen kann, daß sie eine religiöse Idee oder Meinung haben. Die Erde war im Anfang mit Wasser bedeckt — so erzählen sie — und als dieses gefallen war, erschien der Mensch; Agluktuk ist der Name des Menschen, welcher die Landthiere und Fische erschuf, denn er fällte einen Baum, der bis über das Meer hinausging, und die davon in das Wasser fallenden Spähne wurden Fische, während die auf das Land fallenden Spähne zu Thieren wurden. Ihr Paradies liegt unter dem Meere, und während diejenigen, welche ein gutes Leben geführt haben, in ein Meer kommen, wo es Robben und Walfische in Menge gibt, wo sie frei von Sorgen und Mühen herrlich leben, rohes Fleisch und Thran in alle Ewigkeit genießen können: müssen dagegen die Gottlosen in einem

stürmischen Meere sich aufhalten, wo jene Lederbissen sich gar nicht finden, und wo selbst die gewöhnlichsten Lebensmittel nur mit großer Noth herbeigeschafft werden können. Obgleich die „Tomaßs“ oder Todten im Meere wohnen, so gehen sie doch, wenn sie Lust haben, auch dem Vergnügen der Jagd auf dem Lande nach, und man hört oft, wie sie einander rufen, wenn sie das Rennthier verfolgen.

Die Eskimo's haben auch ihre „Medizinmänner“ oder Zauberer, deren übernatürlichen Gaben sie das unbedingteste Vertrauen schenken, und die wegen der abergläubischen Furcht des Volks unter ihnen in hohem Ansehen sind. Diese listigen Betrüger leiten alle wichtigen Angelegenheiten und überhaupt scheinen sie die einzigen Häuptlinge unter ihnen zu seyn, denn sie mischen sich fast in alle Handlungen des Einzelnen.

Die Todten werden auf die Felsen gelegt und mit Eis oder Steinen bedeckt, allein das ist nur eine schwache Schutzwehr gegen die Wölfe und andere Raubthiere, denn diese schleppen die Leichen bald weg. Neben dem Grabe werden die Sachen des Verstorbenen hingelegt, sein Kajak oder Lederboot, seine Bogen, Pfeile und Speere, damit der abgeschiedene Geist in dem Jenseits gleich gerüstet sei. Es ist von Einigen behauptet worden, die Eskimo's setzten ihre hochbejahrten Eltern hilflos aus, indeß haben eigene Beobachtungen und Nachfragen mich zu der Ueberzeugung geführt, daß dieser Vorwurf ein unbegründeter ist, und daß sie ihre Eltern wenigstens ebenso liebevoll als andere Wilde, die ich gesehen habe, behandeln. Uebrigens leugnen sie nicht, daß zuweilen hilflose Greise, die keine Verwandte mehr haben, ausgesetzt werden, zu sterben.

Kein Volk leidet wohl so sehr von Hunger als die Eskimo's, welche am Ufer der Ungava-Bay wohnen; denn da im Winter Robben außerordentlich selten und Fische gar nicht anzutreffen sind, so müssen diese unglücklichen Menschen oft in der größten Noth ihr Leben zu fristen suchen. Ein Eskimo, der etwa zwei Jahre lang bei der Faktorei sich aufgehalten hatte, reiste im Winter 1839 nach der Küste, um einige Verwandte zu besuchen, und als er im Frühling darauf zurückkehrte, bemerkte ich, daß seine Mutter und eines seiner Kinder nicht mehr bei ihm waren. Auf meine Frage, wo sie geblieben, erwiderte er, sie seien Hungers gestorben, und er, so wie die Uebrigen seiner Familie, würden dasselbe Loos getheilt haben, wenn sie nicht durch das Fleisch der Verhungerten sich am Leben erhalten hätten!

Im Winter halten die Eskimo's sehr nahe am Meere sich auf, weil dieses ihre Hauptnahrung liefert und weil sie unbekannt mit Schneeschuhen, die Rennthiere nicht weit verfolgen können. Sobald aber im Sommer die Flüsse frei vom Eise werden, ziehen sie landeinwärts und finden Nahrung im Ueberfluß. Sehr charakteristisch ist die Weise, wie sie Fleisch aufbewahren. So wie ein Thier getödtet ist, nehmen sie dessen Eingeweide heraus, hauen das Vorder- und Hinterviertel ab, und stecken diese in das Thier hinein, indem sie selbige mit Holzsplittern, die durch das Fleisch gezogen werden, befestigen. Darauf wird das Ganze in die nächste Felsenspalte gelegt und solche mit Steinen dergestalt umbaut, daß es vor den Raubthieren gesichert ist, bis die Jäger gegen den Winter zu wieder nach der Küste zurückkehren; dann ist das in starke Fäulniß übergegangene Fleisch ein Leckerbissen für den Gaumen des Eskimo. Untereinander hel-

fen sie sich in der Noth mit Lebensmitteln aus, ohne jedoch ihre Vorräthe so zu vertheilen wie die Naschopi's. Wenn ein Walbfisch getödtet ist, so fasten sie 24 Stunden lang, nicht aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, sondern zu Ehren des Fisches, der es sehr übel nehmen würde, wenn Jemand nicht fastete, und der alsdann diesen Sünder mit Krankheit und anderem Mißgeschick heimsuchen könnte. Wenn die Jagd im Sommer und Herbst reichliche Beute liefert, so dünkt sich der Eskimo im Besitze eines endlosen Glückes, denn er verbringt dann den langen Winter ohne einen Gedanken von Sorge oder Angst, dann ist er und schläft, und steht wieder auf, um zu essen und zu schlafen. So vergeht der größte Theil der Zeit, und wenn sie einmal recht munter sind, belustigen sie sich mit ihren wenigen Spielen, hauptsächlich dem Ballspiel, woran Männer und Frauen theilnehmen, die in zwei Parteien getheilt sich den Ball zuschlagen. Sie tanzen auch, indem zwei Reihen Männer und Frauen, oft aber auch nur von einem Geschlecht, einander gegenüberstehen, Schultern und Kniee hin und her bewegen, und sich fürchterlich angrinsen, ohne einen Fuß von der Stelle zu bewegen. Die Musik bei diesen Tänzen besteht darin, daß sie durch tiefes Athemholen Töne hervorbringen, welche dem Nöcheln eines erstickenden Menschen ähnlich sind — eine solche Musik ist des Tanzes würdig. Außerdem unterhalten sie sich mit Faustkämpfen und Ringen, und übertreffen als Ringer bei Weitem die Indianer des Landes.

Man kann die Kleidung der Eskimo's häßlich und schwerfällig nennen, aber man muß zugestehen, daß sie für das Klima die zweckmäßigste ist, welche erdacht werden könnte. Wasserdichte Stiefel mit Vogelfell oder dün-

nen Rennthierhaaren gefüttert schützen die Füße gegen Nässe und Kälte; zwei Beinkleider von Leder, von denen das untere das Haar nach innen hat, und zwei Röcke oder Ueberwürfe von Rennthier- oder Robbenfell, von welchen der obere eine große Kapuze hat, die bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird, nebst großen Pelzhandschuhen machen ihre Kleidung aus. Die Tracht der Frauen ist der der Männer ganz gleich, nur hängt von dem Rocke hinten ein Stück Leder bis auf die Knie herab, welches den Frauen ein höchst komisches Ansehen gibt. Indes hat diese Schürze oder Schleppe doch den Nutzen, daß die Frauen solche zusammenschlagen und so bequemer auf den kalten Felsen sitzen können.

Im Winter leben die Eskimo's in Hütten aus Schnee erbaut, und sie sind darin besser gegen das strenge Klima geschützt und behaglicher, als in Häusern von Steinen und Holz, worin kein Feuer brennt. Um diese Hütten zu erbauen, was stets von den Männern geschieht, müssen ihrer zwei, der eine von außen, der andere von innen arbeiten, und die Arbeit erfordert große Erfahrung und Geschicklichkeit. Zuerst werden auf dem Platze, welcher zum Fußboden der Hütte bestimmt ist, große Stücke Schnee mit einem scharfen Messer herausgeschnitten und so aufgerichtet, daß sie sich ein wenig nach innen und in die Runde neigen. Diese Schneeböcke von etwa 2 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 8 Zoll Dicke werden dicht an einander gelegt, und zwar jede Reihe derselben nach oben immer etwas enger, bis ein kleines Loch in der Spitze des Gebäudes bleibt, welches mit einer durchsichtigen Eisscholle belegt wird, die als Schlußstein des Gebäudes und zur Erhellung im Innern dient. Um die Schneewand läuft im Innern eine Bank von

Schnee, die mit Fellen bedeckt als Sitz und Bett dient, und die ganze Hütte, von etwa 10—12 Fuß im Durchmesser und etwa 8 Fuß Höhe im Innern, sieht aus wie ein Gewölbe oder tiefer Bogen. Zuweilen leben zwei oder drei Familien unter demselben Schneedache, indem jede ihr besonderes Zimmer zum Schlafen hat, welches mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht, wo sie sich versammeln. Ein gekrümmter bedeckter Gang führt in das „Igloi“ (Hütte), welcher bei Tage offen, des Nachts gegen die Kälte, selbst die strengste, dadurch gut verwahrt wird, daß man Eisstücke an jeder Wendung des Eingangs aufstellt. Im Winter gebrauchen die Eskimo's kein Feuer, und ihre Lampen von Stein geben ihnen Wärme genug, um ihre Stiefel und Kleider zu trocknen, und das rohe Fleisch und Fett zu erwärmen. Sie sind von früher Jugend an die Kälte gewöhnt; die Kinder werden in der Kapuze der Mutter auf deren Rücken umhergeschleppt, bis sie drei Jahre alt sind, und zwar immer ganz nackt; und doch sieht man zuweilen die kleinen Geschöpfe im kältesten Wetter vor ihren Nestern stehend, ohne daß sie davon zu leiden hätten. Die Eskimo's schlafen nie in Kleidern, selbst wenn sie in einer offenen Felskribe liegen.

Bekanntlich essen sie gewöhnlich Fleisch und Fische roh, und davon kommt der Name „Eskimo,“ den die französischen Entdecker ihnen gegeben, und welcher wohl unbezweifelt aus dem Worte „Eschimai“ entstanden ist, welches in der Krisprache „Menschen, die rohes Fleisch essen,“ bezeichnet.

Die Hunde der Eskimo's ähneln gezähmten Wölfen in ihrem Naturell, und heulen, aber sie bellen niemals; sie sind ihren Herren vom größten Nutzen und kosten

ihnen fast gar nichts, denn im Lager müssen sie selber für sich sorgen und es wird ihnen nicht das Geringste zu fressen gegeben, so daß es mir unerklärlich ist, wovon sie leben; nur auf Reisen, wenn sie den Schlitten ziehen, erhalten sie Abends ein Stückchen Fett als einzige Nahrung. Zu einer weiten Reise gebraucht man zehn bis fünfzehn Hunde, und jeder ist für sich an einen Riemen geschnürt, der an das Halsband gebunden und am Vordertheil des Schlittens befestigt ist, so, daß die Hunde neben einander her laufen und dem Leithunde folgen, welcher dem Zurufe des Herrn augenblicklich gehorcht, da bei dem geringsten Zaudern dessen gewaltige Peitsche ihm um die Ohren faust. Diese Peitsche hat einen Griff von 18 Zoll Länge und ist im Ganzen 15 Fuß lang. Die Eskimo's wissen sie sehr geschickt zu handhaben. Die Schlitten sind ungefähr 5 Fuß lang und 2 Fuß breit, und die Schlittenbäume gewöhnlich mit Fischbeinen oder Zähnen vom Walroß beschlagen, auch mit angefeuchteter Erde bestrichen, die sehr glatt, und wenn sie verwischt ist, wieder erneuert wird. Der „Kajak“ oder Kahn der Eskimo's von etwa 12 Fuß Länge und 2 Fuß Breite, läuft von der Mitte nach beiden Enden sehr spitz zu, und besteht aus Holz mit Robbenfell ganz überdeckt, mit Ausnahme einer Oeffnung in der Mitte des Fahrzeuges, in welche der Ruderer seine Beine steckt — denn diese Kähne sind nur für Eine Person berechnet, obgleich es möglich ist, einen Passagier darin mitzunehmen, wenn dieser sich der Unbequemlichkeit und selbst der Gefahr unterziehen will, sich auf dem Bauche auszustrecken, aber ohne ein Glied zu rühren, weil bei dem geringsten Schaukeln der Kahn umschlagen würde. Indeß werden auf diese Weise oft Leute mehrere 100 (engl.)

Meilen transportirt. Diese Rähne, nur zur Jagd dienend, werden mit zwei Ruderschaukeln gerudert und fliegen durch das Wasser so schnell wie ein Delfhin; ein Landthier im Wasser wird von diesen Rähnen mit Leichtigkeit eingeholt, dann zu dem Fleck, wo der Jäger landen will, getrieben, und dort mit einem Lanzenstoß getödtet. Wenn der Rahn umschlägt, so verstehen die Eskimo's nicht, sich wieder damit aufzurichten, und deßhalb verlieren sie bei einem solchen Zufall gewöhnlich das Leben, sobald keine Hilfe zur Hand ist. Selten fehlt aber Hilfe, weil solche Unfälle nur in der Hitze der Jagd, namentlich beim Harpuniren der Walfische, vorkommen, wobei stets mehrere Rähne beschäftigt sind. Ihre Lederboote, „Nimayah“ genannt, sehen zwar unbehilflich aus, sind aber deßhalb gar nicht zu verachten, denn wegen der Schwimmkraft ihres Materials widerstehen sie den stärksten Wellen besser als unsere tüchtigsten Schiffsboote; diese Fahrzeuge, welche von den Weibern gerudert werden, dienen dazu, um die Familien längs der Küste zu transportiren. Die zur Jagd und Fischerei dienenden Geräthschaften der Eskimo's zeigen vielen Geschmack und Verstand; ihre Rähne sind mit mathematischer Genauigkeit verfertigt, die Ruder oft recht geschmackvoll mit Wallroßzähnen ausgelegt, ihre Speere sind sauber geschnitten und ihre Bogen übertreffen alle Bogen der Indianer, die ich gesehen habe, bei Weitem an Kraft und Elastizität. Sehr sinnreich ist ihre Weise, Walfische zu fangen; sie befestigen ein mit Luft gefülltes Robbenseil mit einem wohl 20 Fuß langen Riemen an die Harpune, und werfen dieses in demselben Augenblick über Bord, wo der Walfisch von der Harpune getroffen ist. Indem das Seil durch die Bewegungen des Thieres umhergeschleudert wird,

setzt es diesem einen so kräftigen Widerstand entgegen, daß der Fisch bald davon erschöpft aus dem Wasser hervorkommt, um sich auszuruhen. Jetzt nähert sich der Eskimo von hinten dem Thiere und tödtet es oft mit einem einzigen Lanzenstoße. Die Eskimo's gebrauchen auch Wurfspere mit vieler Geschicklichkeit, und verstehen die Schleuder so gut zu handhaben, daß sie damit wildes Geflügel im Fluge erlegen.

Die Gesichtsfarbe der Eskimo's ist schwärzlich, indeß habe ich einige ihrer Kinder gesehen, welche so weiß waren als die weißesten in Europa, aber sie werden mit zunehmenden Jahren ebenso dunkel als ihre Eltern. Unreinlichkeit und Färbung durch das Klima haben darauf keinen Einfluß, denn ich habe bemerkt, daß die Abkömmlinge eines Europäers und einer Eskimofrau in der dritten Generation noch so schwärzlich waren wie ein ächter Eskimo, wenn sie auch ganz wie civilisirte Europäer lebten, reinlich waren und dem Wetter sich nicht mehr als andere aussetzten. Die Eskimo's sind zwar von kleiner Statur, aber zwerghaft möchte ich sie nicht nennen. Um mich genau zu überzeugen, nahm ich die fünf ersten besten aus einem Haufen von etwa 20 Mann heraus, und fand durch Nachmessen, daß sie durchschnittlich 5 Fuß 5 Zoll engl. *) groß waren; unter den andern waren einige 5 Fuß 7 bis 9 Zoll, und einer sogar über 6 Fuß groß. Sie erscheinen kleiner, als sie wirklich sind, weil ihr Umfang durchgängig größer ist als der der Europäer, und ihre schwere dicke Kleidung sie noch dicker erscheinen läßt. Da diese Kleidung von Fellen ihren Bewegungen sehr hinderlich ist, so kann man über die Behendigkeit

*) Der englische Fuß ist einige Zoll kleiner als der preussische.

ihres Körpers nicht urtheilen, aber ich darf behaupten, daß sie an Körperkraft alle Ureinwohner von Amerika übertreffen. Ihre Gesichtszüge sind durchaus nicht unangenehm, und ich habe einige ihrer Frauenzimmer gesehen, welche auch unter den Weißen für recht hübsch gelten würden, wenn sie ihren Schmutz und ihre häßliche Kleidung abgelegt hätten, und mit europäischen Kleidern geziert wären. Die Frauen binden ihr Haar auf dem Kopfe in einen Knoten und gebrauchen statt Pomade ranziges Del, auch tätowiren sie ihr Gesicht, um sich zu verschönern. Ihre Zähne sind blendend weiß und regelmäÙig, ihre schwarzen Augen mehr von runder als ovaler Form, und ihre Backenknochen hervortretend; die Stirn ist niedrig, der Mund groß und das Kinn spiz. Die Eskimo's genießen durchgängig einer guten Gesundheit, und so viel ich erfahren habe, herrschen epidemische Krankheiten unter ihnen nicht.

Die Squatters *) in Labrador. **)

Unser Schooner war in einer schönen Bucht vor Anker gegangen. Eines Morgens, wo ich Vögel und andere Gegenstände der Naturgeschichte suchte, trafen meine Augen zufällig die hervorspringende Spitze einer kleinen Insel, welche vom Festlande durch einen sehr

*) Squatter heißt niederhocken wie ein Indianer, und Squatters sind Ansiedler in solchen Gegenden, auf die noch kein Staat ein Besitzrecht in Kraft setzt.

**) Aus *Andubon Delineation of American scenery and manners.*

schmalen Kanal getrennt war. Indem ich dahin mein Fernglas richtete, sah ich einen Mann auf den Knien liegen, der mit gefalteten Händen seine Augen gen Himmel richtete. Vor ihm war ein kleines Monument aus rohen Steinen errichtet und darauf stand ein hölzernes Kreuz. Der Mann betete. Neugierig, zu erfahren, was ihn in diese Wildniß gebracht habe, bestieg ich mein Kanot, ruderte nach der Insel und erkletterte den Felsen. Als der Betende seine Andacht beendet hatte, grüßte er mich in schlechtem Französisch, und auf meine Frage, warum er einen so einsamen Ort zu seiner Andacht gewählt habe, antwortete er: „Das Meer gibt mir im Frühjahr und Sommer meine Nahrung; kommt der Winter, so wende ich mich beim Gebet gegen das Gebirge, denn es schickt mir die Karabu, deren Fleisch mich nährt und deren Pelz mich wärmt.“

Ich folgte dem Mann in seine Hütte, die, klein und niedrig, nur von Steinen gebaut war, die mit Erde zusammengehalten wurden; das Dach war mit langem Gras und Moos bedeckt. Ein ungeheurer holländischer Oefel nahm die Hälfte des inneren Raumes ein; eine kleine Oeffnung, jetzt mit alten Lumpen behangen, bildete das Fenster. Auf einem Brette stand eine Tasse, ein Krug und ein eiserner Topf. In einem Winkel bemerkte ich drei alte verrostete Musketen mit einigen ledernen Säcken, welche Pulver, Blei und Flintensteine enthielten. Um uns herum sprangen und kläfften acht Eskimohunde, deren Geruch sammt dem Rauche und Schmutze des Gemachs mir sehr unangenehm war.

Der Mann war sehr artig und eilte fort, mir einige Erfrischungen zu holen. Auch ich verließ die Hütte und ergößte mich an der üppigen Schönheit der Natur, die

mich umgab, und die zu dieser Sommerzeit in prächtiger Fülle sich entfaltete. Doch ward ich nicht wenig von den Muskito's und andern Insekten belästigt. Als mein Wirth zurückkehrte, war er traurig und niedergeschlagen. Er hatte ein Fäßchen Rum in ein Gebüsch verborgen, um es vor den räuberischen Händen der Fischer und Vogelsteller zu sichern, und es war ihm genommen worden.

Einem andern Ansiedler, der wie jener nach Labrador gekommen war, um sein Glück mit dem Fang und Verkauf von Pelzthieren zu machen, war es schon besser gelungen. Wir fanden ihn in einer Bucht, in welcher mehrere Schooner vor Anker lagen, und an deren Ufer sich mehrere hübsche Häuser hinzogen. Er hielt mehrere Zeitungen, durch welche er meine Ankunft erfahren hatte, und erwartete mich am Landungsplatze, wo er mich sogleich einlud, bei ihm meinen Aufenthalt zu wählen.

Ein trefflich bereitetes Frühstück empfing uns in seinem wohlleingerichteten Hause, wobei sein niedliches Töchterchen uns bediente; er zeigte mir seine wenigen, doch gut gewählten Bücher, führte uns in seinen Garten und rühmte mit vielem Selbstgefühl seine unabhängige Lage, die er auf dieser Küste sich gegründet, und wie er seine Einsamkeit so lieb gewonnen habe, daß er sie seit 20 Jahren, wo er zuerst in dieß Land gekommen, nie zu bereuen Ursache gefunden. Sein Schwiegervater lebte 70 Meilen weiter unten an der Küste, sein Schwager noch einmal so weit; doch im Winter, wenn Frost und Schnee das Land gefesselt haben, werden Hunde vor den Schlitten gespannt und die Entfernungen verschwinden. Man macht Besuche, gibt seine Karten ab und glaubt sich so nahe als in großen Städten, wo Bekannte oft nur durch ein paar Straßen getrennt werden, und sich doch Jahre lang nicht sehen.

Wir besuchten auf unserem Schooner auch den Schwager des Mannes in Bras d'Or. Er lebte in einem aus Quebeck hergebrachten Hause, an der Meerenge Belle-Isle. Bei unserer Ankunft war der Schwager mit seiner Frau spazieren gegangen; doch kam er bald zurück und führte uns in sein Haus, das noch nicht fertig war, und dessen Hauptzierde ein ungeheurer holländischer Ofen machte. Unsere Wirthin, die einst in der Hauptstadt von Kanada gewesen war, wollte den Blaustrumpf machen (als Gelehrte und Kunstkennerin sich zeigen), und als sie erfuhr, daß ich auch einigermaßen Kunstkenner sei,*) zeigte sie mir einige elende bemalte Kupferstiche, die an den Wänden hingen. „Es sind“ — sagte sie — „treffliche italienische Gemälde, denn ich habe sie von einem Italiener gekauft, der einen ganzen Sack voll hatte. Das Stück hat mich mit dem Rahmen 1 Schilling (36 fr.) gekostet. Ich wußte nicht, was ich der guten Frau antworten sollte. Doch vergaß ich bald ihren seltsamen Kunstsin über einen schönen Zug ihres natürlichen Gefühles. Eines ihrer Kinder hatte einen Vogel gefangen und quälte das arme Thier jämmerlich; sie sah es, stand auf, nahm den unglücklichen kleinen Gefangenen dem Kinde aus den Händen, küßte ihn und ließ ihn fliegen.

Man setzte uns treffliche Milch in reinen Gefäßen vor. Es war ein königliches Mahl, denn wir hatten noch keine Kühe in dem Lande gesehen. Aber die Frau machte noch andere Ansprüche auf Kunst; sie brachte das Gespräch auf Musik, und fragte mich, ob ich ein Instrument spiele. Ich antwortete bescheiden, daß ich zwar spielte, doch nur wenig Fertigkeit besäße. Sie liebte die Musik ausneh-

*) Audubon zeichnete die Vögel vortrefflich nach der Natur.

mend, aber ihr Instrument, erzählte sie, wäre jetzt in Europa, um reparirt zu werden. Doch würde es bald zurückkommen, und dann sollten ihre Kinder mehrere köstliche Arien darauf spielen. Denn das Instrument wäre sehr leicht zu behandeln, Jedermann könne es spielen, so daß, wenn die Kinder müde wären, die Diensthoten sie ablösen könnten. Ein wenig überrascht über die wunderbare musikalische Fertigkeit dieser Familie, wollte ich den Namen des Instrumentes wissen. „Meine Herren“ — erwiderte die Wirthin — „das Instrument ist dick und etwas lang; es steht auf vier Füßen wie ein Tisch, an dem einen Ende ist ein Griff befestigt, den man nur schnell oder langsam zu drehen braucht, um die köstliche Musik zu hören.“ Meine Gefährten konnten kaum das Lachen zurückhalten, doch erinnerte ein Blick von mir an die Pflichten der Höflichkeit. „Madame,“ sagte ich darauf, „es ist wahrscheinlich eine Drehorgel, die Sie spielen.“ — „Eine Drehorgel“ — rief sie — „ja wohl, eine Drehorgel, ich hatte wirklich den Namen vergessen.“

Der Mann dieser künstlerischen Dame hatte uns verlassen, um seinen Geschäften nachzugehen. Er lebte wie sein Schwager von dem Fang der Seehunde, ging im Sommer mit seiner Frau in den Bergen spazieren, jagte im Winter Schneehühner und Karabuz, hatte ein Pferd, das einzige in dieser Gegend, und mehrere Kühe, und war von Jedermann geachtet. Das einzige Unangenehme in der Nähe seiner Wohnung war ein Haufen von 1500 abgehäuteten Seefälbern, die zu dieser Zeit — es war im August — einen unerträglichen Gestank von sich gaben.

Zweiter Abschnitt.

Amerikanische Squatters im Westen. *)

Das Hinterwäldlerleben gewinnt sehr bald einen eigenthümlichen Reiz, wenn man jung, mit einer ungeschwächten Constitution ein empfängliches Gemüth für die Urnatur verbindet, für diese Urnatur, die uns im Gegensatz zu der verkünstelten Natur der alten Welt bei jedem Schritte so außerordentliche Kontraste vor die Augen rückt. Es ist dem Neulinge zu Muth, als ob er plötzlich in unendliche Räume gestellt würde, die Unendlichkeit ergreift ihn, die anscheinende Regellostigkeit verwirrt ihn, befangen und ängstlich steht er da, sein Selbstvertrauen kehrt erst zurück, wenn er seine Kräfte versucht, Gefahren überwunden, sich seiner Herrschaft vergewissert hat. Die Springkraft, die der Geist dann erlangt, ist wirklich ein Phänomen. Es entsteht ein eigenthümliches, gleichsam trogendes Bewußtseyn inwohnender Kraft, ein Hauptzug in dem interessanten Hinterwäldler-Charakter. Heute ist der „Squatter“ in Gefahr, in einem Sumpfe zu versinken, oder von einem Alligator verschlungen zu werden, morgen muß er sein Leben gegen Bären oder Jaguare vertheidigen; er bildet die Grenzwehr gegen die Indianer wie gegen die wilden Thiere, er ist der

*) Nach Sealsfield's Nathan.

Vorkämpfer, der auf eigene Faust die Wildniß und den Urwald bekriegt.

Europamüde waren wir nach Amerika gekommen, waren von Neuorleans den Mississippi hinauf gefahren und nach Westen gegangen, Etwas suchend, das wir nicht zu finden — dem wir nicht einmal einen Namen zu geben wußten. Erst hier bei diesen wackern Amerikanern mit ihrem alten Regulator Nathan*) war uns deutlicher geworden, was wir wollten. In diesem Nathan hatten wir den Mann gefunden, der uns den Weg zeigen konnte. Eine Pflanzung war gerade feil, wir erzeigten sie, obgleich die Hinterwäldler uns mit scheelen Augen ansahen und sich über die neuen Nachbarn keineswegs zu freuen schienen. Sie hatten schon schlimme Erfahrungen gemacht mit europäischen Nachbarn, wir ließen uns aber dadurch nicht irre machen und wurden auch wirklich bald die besten Freunde und Nachbarn. Nun standen wir vor dem Pflanznerleben bedenklicher, aber auch freudiger als einst vor dem W.C. Unsere Augen verschlangen die Richtungen der Waldbrüche mit den frisch geringelten Baumwoll- und Immergrün-Eichenbäumen, die schon seit einigen Jahren abgestorbenen Waldestheile, deren aschegedüngter Boden nach leichtem Pflügen in üppigem Anbau stand, die rauhen, kunstlosen Wohnungen, die rohen, von den Hinterwäldlern selbst gefertigten Meubeln und die Pferde- und Kuhställe.

Auf unserem, unter dem Namen einer Pflanzung gekauft, aber nach dem Augenschein fast ganz ungebauten

*) Regulator, d. h. Ordner, nennen die Squatters ihren Gemeinde-Vorsteher, der alle möglichen republikanischen Ämter in seiner Person vereinigt.

Lande brauchten wir es bloß ebenso zu machen, wie diese Squatters, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen. Das sahen wir deutlich, das gleiche Resultat stand schon fertig vor unsern Augen, unsere vermahrloste Blockhütte leuchtete für uns in unaussprechlichem Reize, mit kindischer Hast untersuchten, prüften wir, um den Weg unverzüglich einzuschlagen, der zum Ziele unsers Verlangens führen mußte, wir vergaßen beinahe Zeit und Ort, Essen, Trinken, Schlaf und Alles darüber. Nur wer selber vor dieser Aufgabe gestanden, kann sich einen Begriff davon machen, wie wir jeden neuen Gegenstand verschlangen.

Einstweilen waren wir Nathans Gäste, wir sollten auf den Nachmittag uns weiter auf der Niederlassung umsehen, zu dem Mittagsmahl brachten wir aber trotz unserer Sehnsucht einen trefflichen Appetit mit, es bestand aus einer gewaltigen Schüssel Homony (Welschkornbrei), die von einer zweiten mit Schinken flankirt war. Als eine Art Nachtisch wurde ein respektabler Korb gefottenen, halbreifen Welschkorns in Kolben aufgetragen, die, mit Butter und Salz genossen, uns später gleichfalls zur Liebesspeise wurden. Das Getränk bei Tisch war Milch in Bechern von Blech.

Nathan wollte bei der Sortirung der Tabaksblätter zugegen seyn, von welcher der Kredit seines Hauses abhinge, er gab uns aber Mister Gale und seinen jüngsten 14jährigen Sohn Josua als Führer mit. Wir bestiegen die für uns eingefangenen Pferde, drei mexikanische Krausköpfe, kurz zuvor aus den Prairies von Texas eingebracht, die aber auch unsere ganze Reiskunst in Anspruch nahmen. Die Niederlassung lief von Südost gegen Nordwest, dem Scheitel eines etwa 15 Meilen langen Kammes entlang, der etwa 70 Fuß von dem

eine halbe Meile entfernten Sumpfe heranschwoh, und sich eben so sanft wieder auf der nördlichen Seite zur Prairie herabdachte. Auf diesem Kamm oder Satteldach waren die Pflanzungen der vorzüglichsten Gemeindeglieder gelegen, und eine schönere oder zweckmäßiger gewählte Anlage ließ sich kaum denken, denn in der Theilung und Auswahl von Land sind sie Meister, die Hinterwälder. — Auf der einen Seite hatten wir die noch nicht lange zuvor dem Urwalde abgewonnenen sogenannten Clearings (gelichtete Waldstrecken), auf der andern die ungeheure Prairie mit ihrem toisenhohen Grase, die Köpfe der weidenden Rinder und Pferde gegen einander prallend, die Schellentöne der Leittühe im sanften Luftzuge an unsere Ohren klingend, und in weiter blauer Ferne den wundersam schillernden Nebeldunst, auf einzelnen Punkten die Wälder durchschimmernd — das Ganze in eine ahnungsvolle Stille begraben, nur selten durch den dumpfen Ton einer, die Leute aus den Feldern rufenden Seemuschel unterbrochen.

Die Landschaft hatte etwas ungemein Unheimelndes, zur Schwärmerei Verführendes. —

Wir hatten schweigend geschaut, betrachtet, unsere Bemerkungen gemacht, dann unsern tanzenden Kennern die Zügel schießen lassen. So hatten wir Nathans Blockhaus allmählig aus dem Auge verloren, aber die Felder dehnten sich wohl eine halbe Meile weiter fort.

Er und die Seinigen waren mit einem halben Duzend Neger in einem Tabaksfelde beschäftigt — weiter trafen wir auf ein anderes mit Weichkorn, dessen Kolben von den Hülsen entblößt, um schneller zu reifen, uns ob ihrer Größe in Erstaunen setzten. — Ueber ein drittes Feld war eine dicke Rauchwolke hingelagert, die

nur an einzelnen Punkten die nackten, ihrer Blätter und Rinden beraubten, erstorbenen Riesenstämme durchschimmern ließ, die nun sieben Jahre getödtet noch immer dastanden, ihre kolossalen Arme wie jammernd in die Luft streckend. An andern Orten lagen sie zu Boden, und Haufen vertrockneter Baumwollenstauden, die unter ihnen angezündet worden, wirbelten dichte Rauchwolken empor. Wie wir sahen, so wurden die herrlichen Bäume, die das berühmte und beste Schiffsbaumholz der Welt liefern, bloß wegen ihrer sehr dungkräftigen Asche verbrannt. — In Frankreich würde ein einziger solcher Stamm, deren hier Duzende verglommen, mit Tausenden von Livres bezahlt worden seyn.

Wir waren etwa eine halbe Meile in südöstlicher Richtung geritten, als ein Clapboard-Dach, das sich bescheiden hinter einer Gruppe von Magnolien und Catalpas verbergen zu wollen schien, uns eine zweite größere Pflanzung ankündigte. Zu unserer Rechten hatten wir wieder Urwald, die ungeheuren Stämme so durchflochten mit Lianen und wilden Reben, daß trotz der heißen Nachmittagssonne kein Strahl in diese nächtliche Dunkelheit zu dringen vermochte. — Wir konnten uns beim Anblicke dieses Urwaldes nun, um mit Nathan zu reden, eine Notion von der Arbeit bilden, die es gekostet haben mußte, diesen unwirthlichen Wald zu lichten. Während dieser Betrachtungen kamen wir dem Blockhause näher.

Es war kleiner als das Nathans, gleichfalls aus Baumstämmen aufgezimmert, mit Clapboards (Brettern) gedeckt, und lag rauh und trogig unter den herrlichen, noch immer blühenden Magnolien und einer oder zwei Immergrün-Eichen; für Hinterwäldler eine nicht üble Wohnung, die aber durch eine gewisse Rauheit bele-

digte. Wie ein Frosch auf allen Bieren hingestreckt erschienen mir diese rohen Blockhäuser, ich sollte aber ihre Vorzüge später noch schätzen lernen. — Wir ritten an dem Waldvorsprung vorbei, und hatten jetzt eine Partie vor uns — eine wunderschöne Partie! — herrlicher durch den unvergleichlichen Rahmen, in den sie gefaßt war. Es war ein Landschaftsgemälde, etwa tausend Schritte oder darüber lang und breit, sanft gegen den Sumpf hin abgedacht, gegen welchen es durch einen Waldsaum, der stehen geblieben war, geschützt war. Zu unsern Füßen lag ein Feld von etwa vier Aekern reifer Baumwolle, die Kapseln aufgesprungen, ein Schneefeld, das in der Luft zu schweben schien, auf matt-grünem Grunde ruhend, in Zwischenräumen von 30 bis 40 Fuß immer ein Riesenstamm in die Luft starrend, das Ganze aber durch den hohen Urwald, der in einer über alle Begriffe gehenden üppigen Vegetation prangte, zu einem wunderlieblichen Landschaftsgemälde vereinigt. —

Wir ritten weiter. — An das Baumwollenfeld fließ ein kleineres, mit Tabak bebaut. — Wir stiegen ab und gingen dem Hause zu. Es war verlassen von seinen Bewohnern. Auf dem Porch (Vorplatz) hing Ackergeräthe und Riemenzeug; Pflüge, Aexte, Hacken lagen und standen umher; wir betraten die Stube, die mit rohen Tischen, Bänken, Stühlen ausgestaffirt, gegenüber dem Reichtume der Felder einen seltsam ärmlichen Contrast darbot. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, wie dieser Mann bei seinem Reichtume so ärmlich wohnen könne.

Mr. Gale erwiederte bedeutsam: „Der Amerikaner denkt zuerst auf das Nöthige, und dann erst auf das Bequeme.“

Wir fanden es so. — Ein längerer Blick in dieses Hauswesen gab uns Aufschluß. Hier sah man wirklich schaffige Arme, rege Hände, die das Land erblühen und sprossen und gedeihen machen mußten. Ein Creole würde die erste Ernte dazu verwendet haben, sein Haus, seine Zimmer, sich selbst herauszuputzen und durch einen Schein zu imponiren, den er in der Wirklichkeit nie behaupten konnte. Nicht so die Squatters. Alles war kunstlos, uncivilisirt, rauh, aber natürlich, poetisch-rauh möchte ich sagen, die ersten Elemente einer werdenden Pflanzung, aber diese so zweckmäßig angebracht, die Materialien so ganz dem Boden entsprossen, durch keinen fremdartigen Glitterstaub beleidigend, ein so klug gelassener, berechnender, Schritt für Schritt bemessender Sinn sprach sich überall aus! Man sah es deutlich, daß der Besitzer blos Einen Gedanken im Kopfe hatte, und mit nüchternem, unverwandtem Blicke diesen Gedanken Schritt für Schritt verfolgte.

So kamen wir an einer sogenannten Gabel an, von deren beiden Zacken die eine in nord-, die andere in süd-östlicher Richtung auslief. Wir schlugen letztere ein, und gelangten nach einem kurzen Ritze durch den Immergrüneichen-, Magnolien- und Bohnenbäume-Wald auf einen Knitteldamm, den Anfang eines Cypressenwaldes, oder was beinahe gleichlautend ist, Sumpfes, — wo wir absteigen mußten.

„Aber wo wollen wir hin?“ fragten wir. — „Wir sind an Ort und Stelle,“ war die Antwort Mr. Gale's, der von seinem Pferde stieg, bedächtig eine Klappe an den Pistolenhalstern öffnete, dann die andere, und zu unserer Verwunderung ein Paar Reiterpistolen herauszog. Wir sahen einander an.

Was wollte der Mann mit seinen Waffen? Der ganze Wald glich mehr einer Todesgruft, als sonst irgend etwas; — schauerlich erhoben sich rings umher die düstern Eypressen, jedem Sonnenstrahl undurchdringlich, außer da, wo der Knitteldamm sich hinzog, eine lange Durchsicht bildend, durch deren Oeffnungen die gebrochenen Strahlen einfelen, und kämpfend mit der nächtlichen Dunkelheit in's düstere Helldunkel übergingen. Bloß das schrille Geschrei einzelner Spechte und das höhnische Gelächter der Nachteulen ließ sich an einzelnen Punkten hören. — Wir hielten gespannt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Halten Sie Ihre Pferde sorgfältig am Mundstück, und schreiten Sie mir nicht vor,“ mahnte Mr. Gale, der sich nun in Bewegung setzte.

„Aber wohin wollen Sie, wozu brachten Sie uns hieher?“

„Sehen Sie sich diesen Knitteldamm an, aber recht aufmerksam.“

„Wohl, und dann?“ —

Wir sahen also den Knitteldamm an, der, wie gesagt, da anhub, wo der Immergrün-Eichenwald sich dem Sumpfe zusenkte. Der Damm war rauh, aber mit vieler Sorgfalt etwa zwanzig Fuß breit gelegt, Knittel an Knittel. Allmählig wurden diese Knittel zu Baumstämmen, zu dickeren, zu den dicksten Eypressenstämmen, die wohl fünf, ja bis sieben Fuß im Durchmesser hielten. Wie wir näher in den Sumpf eindrangten, fanden wir diese Stämme zweifach, endlich dreifach über einander gelegt, und die ungeheuren Tröge, die durch die Höhlung der Eypressen verursacht waren, durch dünnere Stämme ausgefüllt. Es war, wie wir nun sahen, eine Straße,

die durch den Cypressensumpf führte. Wir sahen sie im Lichtsaume, der von oben herab einfiel, sich durch den Sumpf fortschlängeln; auf beiden Seiten zahllose Cypressenstumpen, die drei bis vier Fuß aus dem Schlamme emporragten — wie Grabsteine. —

Mr. Gale hatte kein Wort gesprochen, seine Augen vorwärts gerichtet schritt er bedächtig fort. —

Auf einmal hob er eine Hand, zielte, und im nächsten Momente schoß er eine der Pistolen los. —

Ein furchtbarer Aufruhr in dem schauerlichen Sumpfe. Nachtulen, Alligatoren, Spechte brachen in ein heulendes, lange nachhallendes Geächze, Geschnatter, Gebrülle aus. — Der Schall rollte gleich dem entfernten Donner durch die düstere Waldung.

„Ein Alligator, der uns den Weg versperrte;“ — mit diesen Worten wandte sich Gale zu uns. „Das Gezucht macht sich aus seinem Schlammbedte heraus, und da unsere Pferde keine Schellen haben, die sie in der Regel verschonen, so ist einige Vorsicht vonnöthen. — Wir können nun wieder vorwärts; hat seinen Theil in's linke Auge bekommen.“

Wir schauten, sahen aber nichts, gingen etwa dreißig Schritte vorwärts, und fanden den in seinem Todeskampfe sich wälzenden Alligator. Er hatte das tödtliche Blei richtig in's linke Auge erhalten.

„Aber wozu bringen Sie uns in diesen Sumpf, Mr. Gale?“

„Sehen Sie! dieser Knittel- und Cypressendamm führt eine halbe Meile durch den Sumpf, an einigen Orten sind die Stämme doppelt, ja dreifach übereinander gelegt.“

„Wir sehen, und weiter!“

„Weiter,“ versetzte er, „führt die Straße zu einer kleinen Ansiedlung, die jenseits des Sumpfes liegt, und aus etwa zwanzig Familien besteht.“

„So! Und was haben wir mit all diesem zu schaffen?“

„Bis jetzt noch nichts. Von dieser Ansiedlung führt die Straße durch einen Eichenwald, ein Palmetto-Feld, einen zweiten Sumpf, der aber nicht so breit und tief wie dieser, nur die Hälfte des Jahres unter Wasser steht; von da geht sie durch einen Kiefernwald und einen dritten Sumpf dem Redriver zu.“

„So haben diese Hinterwäldler also eine Straße an den Redriver angelegt? Und sie hätten das gethan allein und ohne die Beihilfe der Regierung?“ fragten wir, zweifelhaft die Köpfe schüttelnd, „ohne von der Regierung unterstützt zu seyn?“

„Zweifle, ob sie ein Wort davon weiß,“ versetzte Mr. Gale. — „Das Werk war ein ungeheures — sowohl was den Plan, als die Ausführung betrifft. — Ich wollte es Ihnen zeigen, um Ihnen eine Idee von den Leuten zu geben.“

„Das ist wirklich eine für eine so kleine Niederlassung ungeheure Arbeit.“

„Gewiß,“ versetzte Mr. Gale; „aber die Arbeit ist nicht größer als das Resultat, das die Gemeinde dadurch gewann. — Der Amerikaner unternimmt keine Arbeit, ausgenommen es sei denn das Resultat auch ein lohnendes. — Hier ist es ein lohnendes. Die Niederlassung hat durch diese Straße eine Verbindung mit den Staaten oben, mit New-Orleans unten gewonnen, sie kann ihre Produkte stündlich, täglich, wöchentlich absetzen.“

Der Erie-Kanal.*)

Albany ist eine so feine Stadt, als man nur sehen kann, und in Kuppeln und Säulen scheinen seine Bewohner ganz verliebt zu seyn. In dem höher gelegenen Stadttheile wohnt bereits eine vornehme Ruhe, unten aber am Kanale und Flüsse herrscht ein Gewühl von Handel und Gewerbe. Die Stadt legt sich prächtig vor den Hudson und das große Becken des Erie-Kanals. Auf dem letzteren strömen alle Erzeugnisse herbei, welche aus den Feldern, Bergen und Waldungen des unendlich reichen Westens hervorgeholt werden. Der Hudson bietet dafür die schnelle Straße bis zum Meer, und auf dieser kommt noch Werthvolleres herauf aus den Werkstätten an beiden Seiten des Oceans. Albany nimmt zugleich die Eisenbahn auf, welche vom Erie-See neben dem großen Kanale herführt und sich dann nach den Neu-England-Staaten hin verzweigt. Deshalb ist auch die untere Stadt von Fahrzeugen aller Art und von Wirths- und Lagerhäusern wie umzingelt, und tritt man aus dem Dampfer heraus, so muß man sich durch eine Menge von Gesindel durchschlagen, welches dem europäischen sicher nichts nachgibt.

Um Land und Leute besser kennen zu lernen, zog ich vor auf einem Kanalboote zu fahren. Dieß ist ein langes schmales Fahrzeug, welches von Pferden im Trabe gezogen wird. Es enthält einen großen Saal, an dessen einem Ende die Küche und die Kajüte des Kapitäns, und an dessen anderem Ende das Schlafzimmer der Frauen

*) Franz Vöher (Austl. 1850, 58.).

sich befindet. Die Männer schlafen im Saale auf einer Art von Hängematten, welche des Abends an den Wänden über einander geschichtet aufgehangen werden. Die 363 engl. Meilen von Albany bis Buffalo, welche auf der Eisenbahn in anderthalb Tagen zurückgelegt werden, fährt das Kanalboot in fünf Tagen.

Die Unzahl der Brote bei Albany hatte mir schon eine Vorstellung von den ungeheuren Lasten gegeben, welche auf dem Kanale verschifft werden. Als uns aber alle drei Minuten ein paar Boote begegneten, alle zehn Minuten das Wasser ganz mit Booten bedeckt war, sämmtlich übervoll beladen mit Getraide, Mehl, Metallen, Hölzern, Branntwein, Del, Fleisch, Fett, Häuten, Salz, Gyps, Werkzeugen aller Art — da begriff ich, daß dieser Kanal täglich so viel werth war als die Arbeit von vier Millionen Pferden und noch einer halben Million Menschen dazu. Solche Riesenwerke gehören mit Zug und Recht zu den Wundern der neuen Zeit.

Dieser Kanal hat aber nicht allein das Verdienst, daß er den Verkehr auf der großen Wasserstraße der Seen mitten durch den Staat Newyork und geradezu auf dessen Hauptstadt geleitet hat, sondern er hat auch unermesslich zur Bevölkerung dieses Staates beigetragen. Wo er zieht, entstehen Werk- und Lagerhäuser und Ortschaften; die Axt mäht in die Wälder hinein, um Acker zu schaffen, denn die Leichtigkeit des Abjages verdoppelt den Werth der Frucht. Oft ist kaum ein Waarenhaus errichtet, so wird schon ein Hafenplatz daraus, der sich dann nach dem ersten Anbauer nennt, und vielleicht zur blühenden Stadt sich entwickelt. So lebt noch in Rochester, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, die Wittve Rochester, deren Mann die erste Hütte dort baute. Troja,

Syracus, Rom, Lyons, Lockport sind andere große Städte am Kanale, welche ebenso wie die Menge der kleineren in kurzer Zeit wie aus der Erde gewachsen sind.

Und Alles, was sich da anbaut und in die Breite strebt, sieht so nett und frisch, so handlich und lebendig aus, als wäre es zum Vergnügen erbaut. Das Volk ist wie ein Haufen rüstiger, lebenslustiger Burschen, der sich in die Wälder stürzt und sich im Umsehen eine Stadt daraus zurecht zimmert, an deren hübschem Aussehen er auch zugleich seine Freude haben wird. Und doch geschieht kein Artschlag vergeblich oder überflüssig.

Das Thal des Mohawk, welches der Kanal mehr als zum dritten Theile durchzieht, ist eine breite Mulde voll der fruchtbarsten Aecker und hellgewässerten Tristen. Es war Herbst und der Mais bereits aufgebunden, und dazwischen glänzten die gelben Kürbisse; Äpfel und Melonen waren wie ausgeschüttet. Die Mitreisenden bestanden zum größten Theil aus amerikanischen Landbauern, die aus den Neuengland-Staaten mit Weib und Kind zum fernen Westen zogen, sich dort eine neue Heimath zu gründen. Diese standen immer voll Bewunderung und riefen: „schönes Land, allmächtig schönes Land, 300 Dollars der Acker!“ Mich zog, da ich meinen ersten Ausflug in's Innere Amerika's machte, besonders das Fremdartige der Blumen und Gesträuche an, welche in üppiger Fülle zwischen den Feldern und auf den bebaueten Anhöhen wuchsen. Wald, Fluß und Thal waren dabei in so helle, starke Farben getaucht, und der blaue Aether umwogte Alles so leicht und klar, daß sich jedes Blatt, jede Fels Spitze klar in ihm abzeichnete. Seit Italien und Oberbayern hatte ich so hellen Himmel, so kräftig gefärbte Landschaft nicht gesehen. Und welches

Leben und Treiben war überall in diesem schönen Thale! Der Fluß, obwohl in weichen und nicht sehr tiefen Wellen sich ergießend, trug manchen Rahn, dicht am Ufer zog der gewühlvolle Kanal hin, auf der andern Seite brauste das Dampfroß auf der Eisenbahn, und dazwischen auf der Landstraße fuhren die Landbauer und Städter in ihren Wägelchen hin und her.

Des Morgens lagerten sich weiße Nebelmassen breit über das Thal hin, nur einzelne Baumwipfel und Hügel hoben sich in schwankenden Umrissen daraus hervor; man hörte von allen Seiten das Leben von Menschen und Maschinen, sah aber nichts, bis ganz in der Ferne die Sonne bleich und dunstig auftauchte; dann kam bald ein frischer Wind und fegte den Nebel weg, und in reinster Klarheit schwebte die Sonne über die hellen Waldhöhen herauf. Die Abende hatten wieder neuen Reiz. Kaum sank die Sonne hinter die Thallehnen nieder, so warf auf Einmal der Himmel seinen dunkeln Mantel über die Erde, gestickt mit dem funkelndsten Sternenlichte und dem goldfarbigen Mond. Die Boote zogen lautlos auf dem Kanale hin, kaum daß ein leises Plätschern sich hören ließ. Lichter bligten von allen Seiten durch die Bäume, die Bootsleuchten warfen lange Streiflichter auf das Wasser. Aus den Wäldern strich die würzigste Luft, vermischt mit einem seltsamen Summen, das vielfache Leben darin verkündend; dann und wann hörte man auch eine Ruhglocke. Dann wechselten die Töne, es begegneten sich Boote, das Anrufen und die Trompeten der Bootsführer hallten weit durch die Nacht, bis das Rauschen der Schleusen Alles übertönte. War auch das wieder verschollen, so versank Alles in die frühere Stille zurück. Uebrigens dauerte das oft sehr lange, bis

es am Abend auf dem Boote ruhig wurde. Auf dem Verdeck wurde Violine gespielt und der Bootsführer und seine Gäste übten sich in Tankeetänzen; es war das närrischste und geschmackloseste Gedudel, Springen und Beinschlenkern von der Welt. In der Kajüte aber saßen ältere Männer ernsthaft beisammen, und sangen Psalmen aus einem Choralbuche. Ließ ich mich mit diesen rechtschaffenen Leuten in ein Religionsgespräch ein, so konnten wir kaum wieder zu Ende kommen; ihre Belesenheit in der Bibel war außerordentlich, andere Kenntnisse gingen ihnen aber ganz ab. Einer, der viel von Philosophen sprach, ward von mir gefragt, was er denn darunter verstehe? Er antwortete, ein Philosoph sei der, welcher die Lichter des Himmels (die Sterne) kenne und das Wetter mache.

Sobald der Kanal sich aus dem Mohawkthale über die Gebirgsscheide vermittelst der Durchhaue und einer Reihe von Schleusen herausgehoben hat, tritt er in unabsehbare Waldungen, welche noch bis zu den Seen hin alles Land bedecken. Dann zieht er wieder stundenlang durch einförmige Wälder, in denen die ersten Blockhütten errichtet werden. Die abgerundeten, vertrockneten Riesebäume strecken wie verzweiflungsvoll ihre nackten Aeste gen Himmel. Wenn es dabei zwei Tage hinter einander regnet, dann ist eine solche Kanalfahrt langweilig genug, und die Kajüte wird zum Gefängniß; desto lebhafter wird es aber, wenn das Boot wieder bei den Städten anlegt, von denen aus das Land immer weiter und weiter angebaut wird.

Man kommt nun in die Gegend der Wasserfälle. Ich machte Abstecher von Utica nach den Trentonfällen und von Rochester nach dem Genesee-falle; auch Rochester selbst hat ganz hübsche Wasserfälle. Die Bodengestaltung

ist überall dieselbe wie am Niagara. Wenn man in Europa zu Wasserfällen fährt, da ist man in grünen Gebirgen unter kühlen hallenden Felsen und Wäldern; davon ist hier nichts zu spüren. Der Weg geht durch ebenes leichthügeliges Land, bis man auf einmal in das tief in den Felsen eingerissene Flußbette hinabschauet, wo das Gewässer in Absätzen hinunterdonnert.

Zwei Stunden von Buffalo erstreckt sich am Kanale hin Ebenezer, die große Ansiedelung preussischer Separatisten. Sie haben sich erst vor wenigen Jahren dort angebaut, und jetzt schon an 3000 Acker urbar gemacht, besitzen auch eine wohlgeordnete Wirthschaft. Eigenthum und Arbeit, welche nicht zum nächsten Gebrauch dienen, sind bei ihnen gemeinschaftlich. Es fehlt bei ihnen nicht an religiöser Schwärmerei, doch das wird man in Amerika gewöhnt, und läßt Jeden darin gewähren. In den Uferlanden des Erie und Ontario mehrten sich die deutschen Ansiedelungen sehr schnell, und ziehen sich oft meilenweit durch die Wälder.

Bald hinter Ebenezer schimmert dem Reisenden der Erie-See entgegen wie ein helles Meer. Welche frische Lebenskraft weckt doch jedesmal der Anblick des Meeres in der Brust! Erst drei Wochen hatte ich die Mühen der Seefahrt hinter mir, als ich nach den dunkeln Wäldern wieder die endlose Wasserfläche sah. — Buffalo, der andere Endpunkt des Kanals, ist bereits eine prächtige Stadt voll großhändlerischer Thätigkeit und ausgestattet mit allem Luxus, aber auch aller Verderbniß großer Städte. Fort und fort bauen sich um sie her die hübschen weißen Häuser in die grüne Fläche hinein. Doch nimmt man sich wenig Zeit, Buffalo anzuschauen — der Niagara ist zu nahe!

Dampfboot-Rennen.

Nirgend in der Welt, außer den Vereinigten Staaten, herrscht diese Wuth des Dampfboot-Rennens, dieses tollen, ruchlosen Dampfboot-Rennens, das alljährlich einigen hundert Menschen das Leben kostet, ohne daß ihm bis jetzt weder die Gesetze, noch die öffentliche Meinung das Todesurtheil gesprochen hätten. Der sonst so gleichmüthig-kalt sinnige Amerikaner verliert bei solchen Veranlassungen seine amphibische Natur, und in der Fieberhige sein Schiff zuerst am Ziele zu sehen, vergift er Weib und Kind, Hab' und Gut; sein eigenes Leben kommt gar nicht in Anschlag. Er ist ein Rasender, der Alles auf den Wurf setzt, und die Andern Alle auf dem Schiff machen mit, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, deren Einsprache keine Beachtung findet.

Wir wollen einem Amerikaner zuhören, der eine solche Wettfahrt erzählt *):

„War gerade 2 Uhr Nachmittags am siebenten Tage unserer Abfahrt, als wir die Wolfsinsel im Rücken hatten, die, wie ihr wißt, oberhalb New-Madrid **) liegt, unterhalb des Einflusses des Ohio in den Mississippi. Ist seitdem aufgefliegen, die arme Helen Mac Gregor, wie ihr wißt, gerade bei New-Madrid, und hat ein halbes hundert Passagiere in die andere Welt hinübergebrüht, gerade vor New-Madrid. Ramen also bei der Wolfsinsel an, wo wir den Ploughboy, die Huntress, den

*) Aus Ch. Sealsfield, dessen amerikanische Charakterzeichnungen noch immer unerreicht dastehen.

**) New-Madrid, unter der Mündung des Ohio, am westlichen Ufer.

Louisville und noch ein paar Dampfsschiffe einholten. War eine artige Flotille. Saßen just sehr einsilbig hinter der Damenkajüte — da heißt es, der George Washington kommt. Ist euch ein glorreicher Dampfer, dieser George. Glänzt und funkelt euch dieser schwimmende Palast schon von weitem, und fliegt euch so heran, so leicht, so gelenkig, wie eine Ente! Ist euch eine wirkliche Freude, einen solchen Riesenbau heranschwimmen zu sehen. Saß noch immer bei den Damen, aber schon wie auf Kohlen. Auf einmal heißt es, der Washington kommt uns vor. Ich springe auf, — renne auf das Oberdeck, und richtig, da kommt er einhergezogen mit aller Macht und Pracht, Trarara Trarara! und sausend und brausend, und feuerspeiend, wie der Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Garden und Reiter und Feuerschlünde. Prächtig war er anzuschauen, der George, war mitten unter den fünf Dampfern, der Louisville, Guntreß und den übrigen — hatte sie bereits eingeholt. Standen da und schauten, Alle die wir auf der Helen Mc Gregor waren, und sage euch, das Herz schlug uns Allen stärker und stärker; sahet allen Gesichtern die Spannung an. Die Glocke rief zur Mittagstafel, aber kein Fuß bewegte sich. „Kapitän,“ schrie ich — „wir dürfen den George nicht vorlassen, wir können nicht mit Ehren zurückbleiben,“ sag’ ich. „Müssen zeigen, daß wir Mississippi-Männer sind.“ — „Mister Doughby,“ sagte er, „es ist der George Washington, zweihundert und zwanzig Pferdekraft,“ sagt er. — „Und das Andere ist Münze,“ sag’ ich, „hat keine zweihundert und zwanzig Pferdekraft,“ sag’ ich. „Sagt es nur, um dem Wettrennen zu entgehen. Und hätte der alte Georg dreihundert Pferdekraft, wollte doch meine

Steigbügel kürzen und meinem Renner den Sporn geben.“

„Und dem Kapitän wurde es heiß, wie ich so sage, sah es ihm an, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das die fünf andern bereits zurückgelassen hatte, und nun an uns herankam, als wären wir bockslederne, rindschhäutige Britten, und sie frische, freie Amerikaner, die den Teufel um die Welt fragen. Und wie euch der Kapitän so nach dem George hinabsah, wurde er euch doch roth und blau und grün, wechselte, wie der Delfphin, alle Farben, seine Zähne knirschten, und er biß sich wie im Krampf in die Lippen. Und stärker brauste der Washington heran, und stärker zischte der Dampf, und Hurrah's auf Hurrah's kamen herüber und gelsten uns in den Ohren. „Kapitän,“ schrie ich, „der Washington kommt uns vor, mit der Ehre der Helen Mc Gregor ist's vorbei.“ Der Kapitän aber stand wie mit Kalk übergossen, der Angstschweiß auf seiner Stirne, das Blut ihm in die Augen schießend. — Hatte die fünf Dampfer überfahren, die Hurrah's for Washington nachbrüllten, und bereits mächtig jubelten, die Helen Mc Gregor nun ihrerseits gedemüthigt zu sehen. „Kapitän,“ rief ich nochmals, „wollt Ihr Euch aus dem Feld schlagen lassen, ohne auch nur das Weiße im Auge gezeigt zu haben? Die Helen Mc Gregor ist ein neues Schiff, laßt auftragen!“ Da rannte er hinab und schrie: „legt an, legt an! high pressure! high pressure!“ *) — „Feuert, Jungen,“ schrie ich, „feuert drauf los.“ Und die Jungen feuerten und feuerten, daß ihnen der Schweiß herabließ wie Wasserhosen, und schürten euch mit den

*) Hochdruck — stärkste Spannung des Dampfes.

Feuerzangen, und aus unsern Röhren begann es nun zu pfeifen, daß es eine Freude war. Wir fuhren gerade in den Ohio ein, der Washington war uns beinahe zur Seite, da kommt der alte Warren und seine Tochter auf das Verdeck heraufgerannt, und schreien: „Mister Doughby, um's Himmelswillen! Mister Doughby, Kapitän, um Gotteswillen! Mister Doughby, Kapitän!“ und so schreien sie: „Mister Doughby! ich fordere Sie auf! Wollen Sie sich, das Dampfschiff, ihre Mitbürger in's Verderben bringen? wollen Sie wettrennen mit dem George Washington? Um Gotteswillen, Mister Doughby!“ schreit die Miß — „Mister Doughby!“ schreit der alte Gentleman, „ich fordere Sie auf, Ihren Einfluß anzuwenden, daß der Kapitän vom Wettrennen absteht.“ — „Pah,“ sag' ich, „es ist nichts, wollen nicht wettrennen mit dem George Washington — wollen blos sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Das darf nicht seyn, ich protestire, die Sicherheit unserer Mitbürger, unsere eigene — wenn der Kessel springt?“ — „Pah, Sicherheit unserer Mitbürger,“ sag' ich, „unsere Mitbürger sind in Sicherheit. Wollen kein Wettrennen, Mister Warren,“ sage ich, „wollen blos einen Augenblick sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Mister Doughby,“ schreit die Miß ganz außer sich, und faßt mich am Arme, und zerrt mich, und will mich zur Maschine hinab, die Weiber hängen sich an mich, und bitten und flehen: „Mister Doughby, wenn Sie ein Gentleman, ein Christ sind, so gebrauchen Sie Ihren Einfluß, verhindern Sie;“ — dann reißen sie sich wieder los und laufen auf den Kapitän zu, der neben dem Ingenieur *) stand. Der Washington war dicht hin-

*) Ingenieur, Ingenieur.

ter uns; — wir, wie gesagt, fuhren gerade in den Ohio ein. Nun wisset ihr aber, daß die Mississippiströmung, wie er in gerader Linie von oben herabkömmt, den Ohio wohl einige Meilen weit gegen Trinity *) zurückdrängt. Einen schöneren Wasserspiegel zu einem Knall- und Fall-Wettrennen gibt es euch nicht mehr in der weiten Welt. Die beiden Ströme haben just die rechte Breite, zusammen ein vier bis fünf (engl.) Meilen, und bilden euch nachgerade einen Wassercirkus, den die Ufer von Illinois, dem alten Kentucky und ihrer Tochter Missouri **) einfassen. Die Strömung ist ganz zu euren Gunsten, wenn ihr in den Ohio einfahrt, eben weil ihn der Mississippi von oben zurückdrängt. Wir waren näher der Illinois-Seite, und hatten daher noch einen Vortheil vor unserem Gegner voraus, der sich auf der Kentucky-Seite hielt, und immer stärker brausend herankam, hinter ihm die andern fünf Dampfer, die gleichfalls ihre Sporen angelegt hatten. Unsere Helen Mc Gregor war oben noch voran. Der Henker hätte da nicht wettrennen sollen! Die Luft zitterte vor Hitze, Dampf, Gefaule, Gebraule, Gebrüll. Jetzt war der Feind uns hart im Nacken. Das Spiegelbild Vater Georgs in gleicher Linie mit unserem Stern. „Helene Mc Gregor halte dich brav,“ schrie ich, „hole aus, legt an, Burschen,“ schrei’ ich, „zehn Dollars, so ihr brav feuert“ — Hurrah! schreien die hundert Passagiere, Hurrah! der Washington verliert — bleibt zurück.

*) Trinity, der letzte Ort am Ohio, fünf Meilen oberhalb der Mündung desselben in den Mississippi.

**) Tochter Missouri. Dieser Staat wurde beinahe ausschließlich von Kentuckiern angesiedelt, weshalb dort auch die Sklaverei, ungeachtet des Widerspruchs der nördlichen Staaten, endlich vom Congresse garantirt wurde.

Der Kapitän schaute, konnte aber kein Wort hervorbringen, seine Lippen waren zusammengepreßt, als wären sie an einander genagelt; stand euch wie eine Bildsäule. Wir gingen zwanzig Knoten, und mußten nun aushalten oder hintendrein in den Troß der Huntreß, des Ploughboy. Alle Fugen krachten, die Maschine dröhnte, brüllte, der Dampf heulte, zischte. „Die Helen Mc Gregor,“ schrei' ich, „ist ein braves Weib, eine brave Schottin, hat Feuer im Leibe.“ Und sie hatte es wirklich! Sie griff aus wie ein Blutrenner, dem in seinem Leben zum erstenmal der Sporn in die Flanken gesetzt wird. Sie schwamm nicht mehr, sie flog wie ein Vogel oder wie ein wilder Panther, ein Glennthier, das angeschossen ist; wie der Sturm, der herausgebraust kommt, flog sie; die Gewässer des milchweißen Ohio schossen herab, als kämen sie aus Fulton's Dampfkraketen herausgeschossen; immer wilder wurde ihr Lauf, die Kentucky-Ufer rechts mit dem Anfluge von Cottonbäumen schossen an uns wie rasend vorbei, der Wald flog vorüber, als ob ein panischer Schrecken in ihn gefahren wäre; die Illinois-Ufer links tanzten vor uns hinab; wie wilde Hexen, die auf ihren Besenstielen geritten kommen, tanzten euch die ungeheuren Baumstämme vorüber. Hinter uns schwanden die hohen Missouri-Ufer, mit ihren Wäldern im Hintergrunde, und die Pflanzung des großen Kentuckiers*) im Vordergrund, sie wurde kleiner in jeder Sekunde, in einer Minute erschien sie noch so groß wie ein Taubenhaus. Alles schwamm vor, hinter uns, Alles eilte, trieb, flog,

*) Colonel Boon. Einer der ersten Ansiedler des Staates Kentucky, bekannt durch seine verzweifelten Kämpfe mit den Indianern.

brauste. Wir hatten Alle Sehen und Hören verloren. Hurrah's zu Tausenden, sieben Dampfer saufend, braufend, dröhnend, kochend, feuerspeiend, Alles schwand vor unsern Augen, Sinnen.

„Der Wald unter Trinity flog uns entgegen, fort ging es, die Ruder krachten, die Leute heulten vor uns, hinter uns Hurrah! Hurrah! — Es war ein Galopp, ein Riesenkampf, Trinity, das Ziel vor uns, wir beinahe Sieger. Auf einmal schreit der Kapitän: „Er ist uns vor!“ und dann schaut er so stier und erfäßt das Gelände so starr, und beißt sich die Lippen zusammen! „Kapitän,“ sage ich, „er ist nicht vor.“ — „Schaut, Mister Doughby,“ sagt er, „schaut!“ — Ich schaue, und wie ich so schaue, wurde es mir schwirr vor den Augen. Griff euch wunderbar aus, dieser Georg Washington. Sah nun wohl, er würde uns in zwei Minuten beim Schooß haben. Und es dauerte nicht zwei Minuten.

„Bei meiner Seele, er ist vor,“ schrei' ich. — „Er ist vor,“ wiederholte der Kapitän mit leiser Stimme; er war todtenbleich. Ich konnte kein Wort reden. Und er, so wahr ich lebe, er mußte sich an das Verdeck-Gelände halten, sonst wäre er zusammengesunken. Half Alles nichts, sein Spiegelbild war jetzt in gleicher Linie mit unserem Stern, zehn Sekunden später war ein Drittheil seiner Schiffslänge mit der unsrigen in gleicher Linie, — zehn Sekunden später zwei, und in weniger denn einer Minute fliegt er stolz vor uns her, und brüllte uns sein Hurrah in die Ohren, und die fünf Dampfer hinter uns fallen ein, und wir hörten nichts als Hurrah's und Hurrah's. — Ah, tausend Dollars hätte ich im Augenblick gegeben, wenn wir Trinity zwei Minuten eher erreicht hätten. Auf einmal schrie es von unten herauf: „der

Dampfkessel springt! der Dampfkessel springt!“ Und ein Gefrache, und gleich darauf ein Gefause und Gebrause. „Glückliche Reise in die Ewigkeit!“ schrie ich, und dachte, jetzt kommt das heiße Bad. War aber nichts; der Schrei kam von ein paar Negern, die ihn Miß und Mister Warren und dem alten Weibervolk in der Ladies-Cabin nachschrieen. Beide waren hinab zum Maschinenführer, hatten ihn gebeten, beschworen, und all das Weibervolk zusammen dem Manne den Kopf so heiß gemacht, daß er nachgibt und die Ventile öffnet, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Trinity. — Glaube alles Ernstes, hätte der feige Bösewicht das nicht gethan, wir hätten mit dem Washington gleichen Lauf gehalten; denn er kam keine zwei Minuten vor uns an. — Ich fiel über ihn her; war euch doch so toll; wären der Kapitän und noch ein paar gute Bekannte nicht gewesen, hätte ihn zur Stelle geledert, und sollte es mich tausend Dollars gekostet haben; verdiente es, der ehrlose Bösewicht. Wir waren nun in Trinity, hatten die fünf Meilen in weniger denn zwölf Minuten zurückgelegt; aber die Damen waren so böse, und der alte Gentleman so bitterböse und steif, eine Feuerzange ist nichts dagegen. Konnt’ aber nicht helfen. Ehre geht mir über Alles.“

Das Wild im Staate Illinois.

Wie reißend schnell im ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten die Wildniß vor der vorrückenden Kultur zurückweicht, ergibt sich wohl am besten aus der raschen Abnahme des Wildes selbst in den neuesten Staaten. Daß übrigens noch lange Zeit verfließen wird, bevor sich die Jäger in Illinois über allzugroße Kultur zu beklagen haben, — wie jetzt unsere europäischen Jäger und Jagdliebhaber darüber Klage führen, das sieht man aus folgender Skizze, die wir einer amerikanischen Zeitung entnehmen.

Der Büffel hat uns gänzlich verlassen. Ehe das Land angebaut war, gab es hier ganze Heerden dieser Thiere, und man sieht jetzt noch häufig Spuren derselben in den sogenannten „Büffelpfaden“. Es sind dieß hartgetretene Wege, welche gewöhnlich aus den Wiesenflächen im Innern des Staates an die Ufer der größten Flüsse führen. Man sieht an ihnen, wie die Büffel — je nach den Jahreszeiten — mit ihren Weideplätzen abwechseln zwischen den niedrigen Sumpfigegenden und den trockenen Bergflächen. Während des heißen Sommers wurden sie aus den letzteren von den Prairie-Fliegen und im Herbst von den Muskiten vertrieben; im Frühjahr bot ihnen das Gras der Ebenen eine Fülle von Futter. Im Winter aber gab ihnen das immergrüne Rohr am Flußufer reichliche Nahrung, und das dicke Gebölz in den nahen Niederungen Schutz gegen die kalten Winde. Ihre Pfade sind eng und schnurgerade, und zeigen, daß die Thiere einzeln hinter einander und auf der kürzesten Linie ihren Weg durch die Wälder machten.

Das Rothwild ist jetzt häufiger, als man es bei der ersten Niederlassung gefunden, und scheint sich gewissermaßen mit der Bevölkerung zu mehren. Die Ursache hievon glaubt man darin zu finden, daß das Wild in der Nähe der Menschen Schutz vor den Raubthieren findet, die es in der Wildniß verfolgen und denen besonders die Jungen unterliegen. Am meisten leidet es von den Wölfen, welche gleich den Hunden in Koppeln jagen, und selten die Jagd aufgeben, bevor sie nicht ihre Beute ereilt haben. Oft hörten wir in mond hellen Sommer Nächten, während wir vor der Thür des Blockhauses auf der Prairie saßen, Wölfe wie eine Hunde-Meute hinter einem Reh herbellern. Manchmal erscholl das Gebell aus weiter Ferne über die Ebene her, verlor sich, ließ sich dann wieder mehr in der Nähe und in anderer Richtung vernehmen, brach dann plötzlich dicht bei uns aus dem Dickicht hervor, und es war uns, als hörten wir das angstvolle Schnauben des athemlosen Thieres. Einmal sahen wir sogar dicht vor unserer Thür ein Reh vorbeifliegen, und seine hungrigen Verfolger ihm auf den Fersen. Indessen haben jetzt die Menschen das Geschäft der Wölfe übernommen, denn es werden alljährlich eine zahllose Menge von unsern Jägern erlegt, welche bloß die Keulen und das Fett mitnehmen, das Uebrige aber als unnütz liegen lassen. Auch sind Rehschinken und Rehselle ein bedeutender Handelsartikel, und es werden die schönen Thiere bald wieder abnehmen.

Glennthiere hat man vor einem Jahrzehent noch gesehen und sogar geschossen; jetzt aber gibt es keine mehr im Staate. Bären sind auch höchst selten. Sie halten sich am liebsten in den Rohrbrüchen auf, wo sie sich im Winter von den Rohrschößlingen nähren. Ihr Fleisch

ist zart und wohlschmeckend, und auch sehr beliebt. Wölfe gibt es noch in ziemlicher Menge. Es sind zwei Arten, nämlich der gewöhnliche oder schwarze Wolf, und der Prairie-Wolf. Der erstere ist ein großes wildes Thier, welches große Verheerungen unter den Schafen, Schweinen, Kälbern, Hühnern und jungen Pferden anrichtet. Sie jagen in großen Koppeln; am liebsten aber überfallen sie, wie die Indianer, ihre Schlachtopfer, und tödten sie mit Einem Bisse in die Gurgel. Sie wagen sich selten an einen Menschen, außer wenn derselbe im Schlafe oder verwundet ist und sie ihn überfallen können; unter solchen Umständen, wenn nämlich die Thiere hilflos geworden sind, wagen sie sich an die größten, weichen aber sogleich zurück, wenn sie Widerstand finden. Manchmal verbergen sie sich am Ufer der Ströme, wo die Büffel durchzukommen pflegen, und wenn eines dieser mächtigen Thiere etwa im Schlamm stecken bleibt, werfen sie sich über dasselbe her und reißen es in Stücke. Ihre gewöhnlichste Beute ist das Reh; doch verschmäht ihr Heißhunger das kleinste Thier nicht. Von Hunger getrieben nähern sie sich den Höfen der Farmer, und schnappen dann wohl ein Thier vor den Augen der Bewohner weg; besonders kühn zeigen sie sich, wenn die Männer mit den Hunden fort sind, und sie zeigen sich dann den Weibern ohne Furcht, als wüßten sie, daß das Haus ohne Schutz ist.

In früherer Zeit, als das Land noch wenig bevölkert war, begab sich ein Neger im untern Kentucky von einer Pflanzung zu einer andern, die mehrere Meilen entfernt lag. Am folgenden Morgen fand man sein Gerippe, von dem alles Fleisch abgefressen war. Nicht weit davon lag sein blutiges Beil, und alle Büsche und das

Gras umher waren so niedergetreten und der Fußstapfen so viele, daß die Zahl seiner Verfolger sehr groß gewesen seyn mußte und der Unglückliche lange mit ihnen gekämpft hatte. Den Spuren nachgehend fand man, daß die Wölfe ihn eine lange Strecke verfolgt und er sich oft zur Wehr gesetzt und sie abgetrieben hatte, wie sich an mehreren Stellen aus den Spuren und dem vergossenen Blute zeigte. Er hatte dabei mehrere erlegt, und einige Thiere lagen noch im letzten Todeskampfe, obgleich der Mann keine andere Waffe hatte als sein Beil.

Der Prairie-Wolf ist kleiner und heißt so, weil er sich ausschließlich nur in den Ebenen aufhält. Selbst wenn man ihn durch Hunde jagen läßt, flieht er immer auf der Ebene hin, verliert sich nur in der dringendsten Noth und auf Augenblicke im Dickicht, erscheint aber gleich wieder im Freien und setzt seine Flucht im Kreise fort. In Größe sowohl als in Gestalt steht er zwischen Wolf und Fuchs, und in seiner hellrothen Farbe gleicht er auch mehr dem letzteren. Er nährt sich von Kaninchen, Ferkeln, Kälbern und Geflügel, und ist mit dem andern Wolf so vertraut, daß man ihn oft in Gesellschaft mit demselben jagen sieht; ja nichts ist gewöhnlicher, als einen großen schwarzen Wolf von mehreren Prairie-Wölfen begleitet zu sehen.

Füchse sind nicht zahlreich vorhanden; sie werden sich aber ohne Zweifel noch vermehren. Den Panther und die wilde Raze findet man tief in den Wäldern, aber in die offenen Gegenden wagen sie sich nicht. Fischotter und Viber, sonst so zahlreich, werden immer seltener.

Die Indianer und die Büffel in Nordamerika. *)

Einst war der Büffel verbreitet über das ganze Land von dem Felsengebirge bis zum atlantischen Meere; jetzt ist er auf die Prairien des fernen Westens beschränkt. Das Männchen wächst oft zu dem ungeheuren Gewicht von 20 Centnern heran. In manchen Jahreszeiten sieht man sie zu Heerden von Tausenden, zu andern Zeiten zerstreuen sie sich in einzelne Familien. Die beliebteste Jagd der Indianer ist die auf Büffel, die fast immer zu Pferd mit Bogen und Lanze betrieben wird. Im tiefen Winter, wo der Büffel in den Schnee einsinkt, bedient sich der Indianer der Schneeschuhe, und der Büffel wird dann leicht seine Beute. Um diese Zeit ist die Jagd am lebhaftesten, weil dann auch das Fell des Büffels am werthvollsten ist. Es ist jedoch ein trüber Gedanke, daß die Zeit nahe ist, wo das letzte dieser Thiere der unklugen Habsucht und Raubgier der rothen wie der weißen Männer zum Opfer fallen wird; dann werden aber auch diese unermesslichen Wiesenflächen auf lange Zeit eine Wüste seyn. Dieß ist keine Uebertreibung; man darf nur sehen, wie die Indianer und die Weißen verfahren, um sich zu überzeugen, daß die Vernichtung der Büffel nicht lange mehr ausbleiben kann. Von den Sioux-Indianern kamen einst einige Schaaren in eines der Forts an der Grenze, etliche Tage vorher, ehe ich dahin kam; ihre Zahl betrug 5—600 Mann, alle beritten. Am Mittag setzten sie über den nahen Strom, da die jens-

*) Aus Catlin's Werk über die Indianer Nordamerika's.

seitige Ebene mit einer unermesslichen Büffelherde bedeckt war, und am Abend kamen sie wieder in's Fort zurück mit vierzehnhundert frischen Büffelzungen, die auf einen Haufen geworfen wurden und wofür sie nur einige Gallonen Brantwein verlangten, die auch von ihnen alsbald ausgetrunken wurden. Dieß geschah zu einer Jahreszeit, wo die Felle ohne Pelz und also das Abstreifen nicht werth waren.

Die Prairien sind der letzte Zufluchtsort ebensowohl der Büffel, wie der Indianer, und die Gebeine von beiden werden einst miteinander daselbst bleichen. Der Streif Landes, der sich von Mexiko bis zum Winnipegsee hinaufzieht, ist eine fast ununterbrochene Grasebene, die zum Anbau nicht taugt und taugen wird. Hier namentlich haufen die Büffel, und mit und neben ihnen haufen und blühen die Indianerstämme, welchen der „große Geist“ dieses große Land und den Büffel gegeben hat. Wenn aber keine Büffel mehr da sind, kann auch kein Indianer hier leben, selbst wenn die Weißen seinen Stamm in Ruhe ließen. Auf diesen mit Büffeln so reich gesegneten Ebenen finden sich die schönsten indianischen Stämme; hier erscheint der Wilde in seinem reichsten Schmuck, und hier allein sind alle seine Bedürfnisse, man könnte sagen, luxuriös befriedigt. Hier ist er noch der stolze Krieger, voll Wildheit, aber auch voll Kraft und Seelengröße, ohne angelernte Bedürfnisse, ohne „Feuerwasser“ und ohne die Laster, die ihm mit diesen von den Weißen zugekommen sind. Hier befanden sich noch vor 10 Jahren 300,000 Indianer, die vom Fleisch der Büffel lebten. Die mannigfache Verwendung aller Theile dieses Thieres ist für Jeden, der nicht unter diesem Volke gelebt und seine Sitten kennen gelernt hat, fast

unglaublich. Jeder Theil des Fleisches wird in einer oder der andern Form in Speise verwandelt, und davon nähren sie sich ausschließlich. Der Pelz dieser Thiere dient ihnen anstatt der Mäntel, die gegerbten Felle brauchen sie zum Bedecken ihrer Hütten und zu Decken ihrer Schlafstätten; ungegerbte verwendet man zum Baue von Canoes, zu Sätteln, Zügeln, Riemenwerk aller Art, zu Laffos; aus den Hörnern macht man Löffel und Trinkgeschirre; das Gehirn wird zum Gerben der Häute benützt; die Knochen dienen zu Sattelsbäumen und Kriegseulen, oder sie werden zerbrochen, um das in ihnen befindliche Mark zu erhalten; kurz — alle Theile dieses nützlichen Thieres werden benützt. Im Genuße dieses Thieres und ihrer Jagden gedenken sie nicht des Schicksals, das ihrer wartet.

Dieß unglückliche Volk mit seinen Jagden, seinen Wildrissen, seinen merkwürdigen Sitten und der ganzen Zahl seiner Büffel könnte nur fort dauern, — wenn man den Verkehr mit den Weißen ihnen abschneiden könnte. Aber dieß ist nicht mehr möglich: des Büffels Schicksal ist besiegelt, und mit seiner Vertilgung müssen auch die rothen Männer untergehen, deren Väter die angestammten Herren dieser weiten Ebenen waren. Es muß so seyn, denn dem wilden Jäger nimmt Gott das Land und gibt es dem Ackerbauer, der auf dem hundertsten Theile des Landes sein Brod findet, als der Jäger braucht, um ihn mit seinem Brod, dem frischen Fleisch, zu versehen.

Dritter Abschnitt.

Mexikanische Vaquero's und Hacienda's. *)

In den Gegenden der Mitte des Freistaates von Mexiko sind die Hacienda's eigentlich Festungen, obgleich sie weder Zugbrücken, Thürme noch Gräben haben. Aus Backsteinen oder behauenen Steinen erbaut, können sie mit ihren zinnenartigen Terrassen, ihren festen Thüren, Eisenstangen vor den Fenstern leicht vertheidigt werden. Die Geschichte der Bürgerkriege in Mexiko ist seit einigen Jahren sehr fruchtbar an Beispielen von regelmäßigen Belagerungen, welche durch diese Art von Ritterburgen ausgehalten wurden. Man kann wohl sagen „Ritterburgen,“ obwohl dieselben in einer Republik liegen; denn die Arbeiter in diesen Hacienda's sind im Grunde nur Vasallen oder eigentlich Leibeigene. Mitten in weiten Einöden erbaut, steht man rings um diese Höfe her eine Anzahl wandernder Familien sich ansetzen, die sich glücklich schätzen, in gefährlichen Zeiten Schutz unter ihren Mauern, Arbeit auf ihren Ländereien und kirchlichen Trost in ihren Kapellen zu finden. Die Lage dieser Tagelöhner ist sicherlich schlimmer, als die der Neger in andern Kolonien, denn Letztere können doch durch Arbeit sich ihre Freiheit erkaufen. Die Eigenthümer bezahlen zwar ihre Arbeiter mit Geld, allein nach einigen Tagen

*) Gabriel Ferry („Skizzen aus Mexiko und Neu-Californien.“)

sehen sich diese gezwungen, ihren Herren alle Lebensbedürfnisse um den fünffachen Werth abzukaufen, und so wird der freie Arbeiter in Mexiko bald auf eine solche Weise zum Schuldner, daß ein ganzes Leben voll Arbeit und Mühseligkeit seine Verpflichtungen gegen die Herrschaft nicht abzulösen vermag; — so tief steht der Lohn, den er von seinem Herrn empfängt, unter der Ausgabe, die er demselben leisten muß.

Ich pilgerte nach den fernen Grenzdistrikten, und fand hier die Hacienda's etwas verändert. Diese Höfe, welche nicht von den Spaniern erbaut wurden, haben nicht das großartige Ansehen, welches alle Werke der Eroberer von Mexiko bezeichnet. Die Hacienda della Noria, das Ziel meiner Reise, war von Lehm erbaut und mit Kalk übertüncht. Dieses Gebäude bildete ein weites Parallelogramm, in welchem die Wohnungen für den Herrn und die zahlreichen Gäste enthalten waren, die er aufnehmen konnte. Weiterhin waren die Behausungen der Diener aller Art. Es ist bemerkenswerth, daß man keine Ställe weder für Pferde, noch für Rindvieh gewahr wird. Außer den weiten Pfahlumzäunungen, worin Schafe und Ziegen während der Nacht eingesperrt sind, bleiben Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe ganz im wilden Zustande sich überlassen. Man findet gleiche Nachlässigkeit im Feldbau; der Mensch kommt der Natur nur sehr wenig zu Hülfe, um die Weideplätze fruchtbar zu machen, worauf die zahllosen Heerden ihre Nahrung finden sollen. Alljährlich vor der Wiederkehr der Regenzeit, wenn achtmonatlicher Sonnenschein das Gras der Ebenen und Hügel verbrannt hat, werden die dürren Halme angezündet, um dem frischen Grase Raum zu schaffen. Dann sieht der Reisende die flammenden

Hügel den Horizont röthen und glühende Streiflichter in die Cinöden fallen, die er durchwandert.

Jedes Jahr findet eine Hezjagd in der ganzen Ausdehnung der Hacienda Statt; Tausende von Stieren, Pferden, Mauleseln werden dann in die Toriles (Pfahlzäune) getrieben. Die Füllen und das junge Rindvieh, womit sich der Reichthum der Eigenthümer vermehrt hat, werden durch die Vaquer o's, d. h. berittene Hirten, mit Hülfe ihres Lazo eingefangen, um ihnen das Zeichen der Hacienda auf den Rücken zu brennen. Die fünfjährigen Füllen werden gebändigt, d. h. zwei- oder dreimal geritten; dann suchen die Novillos (Kälber und Füllen) wieder auf ihren Weideplätzen die Schmach zu vergessen, welche der Sattel oder das Zeichen der Dienstbarkeit, das zischend in ihr Fleisch sich brannte, ihnen zugesügt hat. Sie warten hier die Zeit ab, wo endlich der Verkauf sie ihren Wüsten entführt und mitten in die Städte des Innern versetzt. Die zweite Erziehung erhalten sie dann von den wilden mexikanischen Reitern und deren Sporen mit Rädern, die einen 6 Zoll großen Durchmesser haben, und oft nach drei Jahren haben diese muthigen Pferde nicht die Qual vergessen, die ihnen von den schrecklichen Vaquero's zugesügt wurde, die ihnen zum ersten Mal den Sattel aufdrangen.

Ein solcher Vaquero ist ein merkwürdiger Mensch. Von Kindesbeinen an ist er zum Reiten angehalten worden. Kaum vermag er ein Pferd zu besteigen, so bindet ihn sein Vater mit einem Tuche an dem Sattel fest und läßt ihn mit sich über Berg und Thal fortgaloppiren. Mitten in der Einsamkeit, worin er sein Leben hinbringt, ohne gebahnte Wege, ohne die Orte zu kennen, wohin eine hartnäckige Verfolgung der einzufangenden Thiere

ihn führen kann — ist der Vaquero doch niemals über den Weg verlegen, den er einschlagen soll. Das Moos an den Bäumen, der Lauf der Flüsse und Bäche, die Stellung der Sonne, die Richtung des Grases, das Wehen des Windes sind lauter Zeichen und Wegweiser für ihn. Mit der großen Feinheit seiner Sinne verbindet der Vaquero eine seltene Genügsamkeit, und einige Brocken von Maiskluchen (tortillas), ein Stück getrocknetes Fleisch, eine Granate, etwas Jamaika-Pfeffer und eine Strohcigarre erhalten ihn den ganzen Tag; Pfügen gelblichen Wassers, oft in den Fußstapfen eines Büffels oder Pferdes, tränken ihn; die Kühle der Nacht, die Hitze des Tages sind ihm gleich. Verfolgt er ein Thier, so hält nichts in seinem Laufe ihn auf, weder Abgründe, noch Ströme, noch Wälder. Von Kopf bis zu den Füßen in Leder gekleidet, galoppirt er kühn durch das Dickicht wie über die Ebenen hin. Bald rechts, bald links an seinem Pferde hängend, wie ein Körper ohne Knochen, bald den Leib über den Sattel geneigt, oder den Kopf rücklings über die Kroupe legend, um dem Anstoß der Aeste auszuweichen, die ihm den Schädel zerschmettern würden, hält er niemals die Schnelligkeit des Laufes zurück. Wenn sein nie fehlender Lazo das Thier umschlingt, das er einfangen will, so kommt die Kühnheit seines Angriffs der Behendigkeit und Stärke seiner Glieder zu Hülfe. Oft ist die Aufgabe des Vaquero sehr gefährlich; doch meist bringt er auch das wildeste Pferd zurück, mit Schaum bedeckt, zitternd, mit mattem Auge und gedemüthigtem Stolge. Ich hatte schon viel mit Vaqueros verkehrt und mich ihrer natürlichen lebhaften Erzählung gefreut; aber so ganz in ihrer Thätigkeit hatte ich sie doch noch nicht gesehen. Nun war ich zur besten Zeit

nach der Hacienda della Noria gekommen, denn ich sollte schon am folgenden Tage ein Schauspiel genießen, das ich schon lange gewünscht hatte.

Ein junger wilder Hengst, Endemoniado genannt, sollte zugeritten werden; aber die besten Baqueros hatten ihre Kräfte vergebens an dem edlen Thier versucht. Da erbot sich ein junger kühner Baquero, der unlängst auf die Hacienda gekommen war, das Wagestück zu versuchen. Benito war sein Name.

Eine Schlinge, welche man um die Oberlippe des Pferdes geschlungen hatte, zwang den Endemoniado zum Gehorsam; ein Baquero zog mit äußerster Anstrengung das Thier auf den Platz. Die geschwollene Oberlippe des Vierfüßers, der vollkommen seinen dämonischen Namen rechtfertigte, zeugte von dem Widerstande, den er geleistet. Es war ein Brandfuchs mit weißen Füßen, ein untrügliches Zeichen eines schlimmen Charakters. Sein Auge, halb von einem Haarbüschel verdeckt, der ihm über die Stirne fiel, glänzte von wilder Gluth. Seine gespitzten Ohren neigten sich vorwärts; seine lange Mähne wogte unordentlich, und seine harten spitzen Hufe gaben einen Metallklang gegen die Kiesel, so oft es sich auf den Führer stürzte, der mit einem schallenden Streiche seiner bleischwernen Reitpeitsche ihn zurücktrieb. Der Anblick des Pferdes war in der That furchtbar wild.

Man war nun beschäftigt, den Endemoniado zu satteln, eine Aufgabe, die nicht leicht war, denn man mußte ihn deshalb auf den Beinen lassen; und als ob er die Absicht der Baquero's errathen hätte, theilte er fürchterliche Hufschläge aus. Ein Lazo wurde unter dem linken Bein durchgeschlungen und an dem Brustriemen des

Pferdes befestigt, so daß der Schenkel fest an dem Bauche anlag. Der rechte Vorderfuß wurde auf ähnliche Weise zusammengebogen und so der Endemoniado zum Festhalten gezwungen. Benito faßte seinen schweren Sattel am Knopfe und warf ihn auf den Rücken des Pferdes, das zitterte und bebte, als seine Seiten die Last fühlten und die breiten hölzernen Bügel ihm um die Hüften schlugen. Der Bauchgurt wurde dann heftig umgeschnallt, und der kühne Vaquero setzte sich in den Sattel, um die Riemen seiner Sporen an die Füße zu knüpfen. Als Benito seine Sporen festgeschnallt hatte, wurden die Bande, welche die Füße des Pferdes knebelten, losgemacht und die Lederbinde ihm über die Augen gezogen. Indes, wenn gleich festgehalten durch den Strick, der seine Lippen drückte, erlaubten doch die wüthenden Sprünge des Endemoniado nicht, ihn zu besteigen. Man mußte ihn auf die Kniee niederwerfen, und zwei Vaquero's, die ihn an den Ohren zerrten, hielten ihn einen Augenblick fest. Benito schwang sich auf den Rücken des Pferdes.

„Laßt ihn los!“ rief er mit fester Stimme. Die beiden Vaquero's warfen sich behende zurück, während der Endemoniado sich erhob wie eine aufspringende Feder. Dank der Binde, die ihn blindete, blieb er vorerst zitternd stehen, mit offenen Rüstern und bebenden Gliedern. Benito benützte diesen kurzen Aufschub, um sich im Sattel festzusetzen, beugte sich vorwärts und erhob die Binde, welche die Augen Endemoniado's verdeckte. Dann begann zwischen Mann und Pferd ein bewundernswerther Kampf. Erschreckt, plötzlich das Tageslicht zu sehen, das seine blutenden Augen blendete, seine wirre Mähne schüttelnd, die vor Wuth sich sträubte, ließ das rasende Thier ein schreckliches Gewieher hören, und sprang, sich drehend,

gegen alle vier Weltgegenden, als ob es nach dem Winde spüren wollte. Benito, ohne von diesen ungestümen Bewegungen erschüttert zu scheinen, hielt sich noch vertheidigend und stieß heftig mit dem Fuße die scharfen Zähne zurück, welche seine Beine zu zerfleischen drohten. In seiner Erwartung getäuscht, hob sich der Endemoniado rasch auf seine Hinterfüße. Vergebens entriß ihm die Sporen, die seine Weichen schlugen, ein Gebrüll; das Pferd, statt auf seine Füße zurückzufallen, stürzte heftig auf den Rücken nieder. Alle Zuschauer stießen einen Schrei aus; aber nur der hohe Sattelsknopf hatte den Boden in dumpfem Falle berührt, indem er den Widerrist des Thieres verwundete. Benito, den Sturz voraussehend, war rasch auf die Erde gesprungen; bald, mitten in einer Staubwolke, sahen die verwunderten Zuschauer den Pferdehändiger sich rasch wieder in den Sattel schwingen; gegen alle Regeln der Reitkunst von der rechten Seite, wo es nicht erlaubt ist, aufsitzen, im Augenblicke, wo das überraschte Pferd mit neuem Gewieher sich aufrichtete. Nun schien seinerseits der Vaquero außer sich vor Wuth; zum ersten Mal in seinem Leben war er aus den Bügeln gekommen. Ungeduldig, seinen Schimpf zu rächen, hörten seine Beine nun auf, die Seiten des Pferdes zu pressen, und die Sporen, blutende Risse zu ziehen; seine Arme aber ließen nun ab von dem harten Rappzaum, um dicht wie Hagel die Schläge der bleibeschweren Reitpeitsche auf die wundte Haut des Endemoniado fallen zu lassen. Indessen war der Vortheil weder auf der einen noch auf der andern Seite, und nach einigen Minuten dieses hartnäckigen Kampfes bleiben die beiden Gegner einen Augenblick unbeweglich. Beifallruf erscholl von allen Seiten, und sicher mußte man, um die Bewun-

derung dieser Centauren zu verdienen, mehr leisten, als sonst ein Mann zu vollbringen vermag. Sei es, daß der Vaquero einer von denen war, welche der Beifall bezaubert, oder daß er sich fähig glaubte, noch mehr zu thun: er benützte diese Frist, um ein scharfes Messer aus dem Stiefel zu ziehen.

„He da,“ rief jetzt der Gutsherr, Don Ramero, der nun nicht mehr gleichgültig blieb, da es sich allem Anscheine nach um das Leben seines Pferdes handelte: „Will der Bursche meinen Endemoniado schlachten?“

Benito aber, in einem Anfall toller Kühnheit, schnitt jetzt mit seinem Messer den Kappzaum entzwei, um sich so ohne Zügel, ohne Stützpunkt dem unbändigen Thiere zu überlassen. Frei von dem Druck des Zügels, der seine Nüstern drückte, athmete der Endemoniado schnaubend den Duft des Waldes ein, ließ, den Kopf schüttelnd, die Haare seiner goldenen Mähne flattern, und stob fort in der Richtung des dürrn Baumes. So groß war das Ungestüm seines Anlaufes, daß man nicht zweifelhaft seyn konnte, er selbst werde sich an dem Hinderniß zerschellen, das in seinem Wege stand. Nichts schien den Reiter seinem Schicksal entreißen zu können, das ihn bedrohte. Der Endemoniado war nur noch einige Schritte von dem verhängnißvollen Stamme, als Benito durch eine ebenso rasche als unerwartete Bewegung seinen breitrandigen Hut abnahm, und im Augenblick, als ein letzter Anlauf den Kampf beenden sollte, diesen rasch zwischen den Baum und das Pferd warfen. Er hatte, daß letzteres einen Sprung des Schreckens nach der anderen Seite hin machte. Wir hatten alsdann das seltene Schauspiel eines Reiters ohne Zaum, der nach seinem Gefallen sein wildes Thier lenkte, das von einer Seite zur andern flog, je nachdem die

Scheuche vom rechten zum linken Auge sprang. So kam der Endemoniado vor Wuth hehend wieder vor unserer Estrada vorüber, und der Anblick des kräftigen Mannes, in dessen Zügen sich Muth und Stolz paarten, war in der That schön. Auf's Neue das fleuchende Pferd antreibend, das durch den unerwarteten Widerstand ganz in Verwirrung gerathen war, ließ Benito es in der Richtung des Waldes hinfliegen. Bald hatten wir ihn aus den Augen verloren; einige Reiter setzten ihm nach, kamen aber bald zurück, der vergeblichen Verfolgung entsagend. Benito aber ließ den Hengst austoben, in der Gewißheit, ihn demüthig wieder zurückzubringen, und zwar als Sieger des Endemoniado.

Die merikanischen Städte. *)

So wie die Pflanzendecke die Physiognomie der Landschaft bestimmt, so sind die Städte der charakteristische Abdruck des Volkslebens und der Volksitte. Die merikanischen Städte zeigen auf den ersten Blick die Stammesverwandtschaft mit den südeuropäischen Romanen: gerade Straßen, große Plätze, steinerne Gebäude mit platten Dächern, viele Kirchen mit glänzenden Kupeln, ausgedehnte festungsartige Klöster, Kalvarienberge, großartige Wasserleitungen, wie die des alten Roms,

*) F. Sirtorius (M. N. Z. No. 126, 1851.)

Glanz und Luxus auf der einen, Schmutz und Blöße auf der andern Seite. Die beiden Kastilien haben die Muster geliefert; dort wie hier die Baumllosigkeit, der Mangel an schönen Parks und Gärten, an freundlichen und reinlichen Außenwerken. Aber noch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen europäischen und amerikanischen Städten, jene haben eine Geschichte, welche in die frühesten Zeiten hinaufreicht, diese sind neu und ihre Denkmäler von gestern. In den europäischen Städten sind die Thore und Mauern, die Kirchen und Brunnen, das alte Rathhaus und das Schloß mit seinen Thürmchen und Zinnen, jedes Gäßchen, jedes Haus ein Blatt aus der Chronik, eine Reliquie aus dem Heiligthum des Volkslebens. In Amerika soll das erst werden; die Vorzeit gehörte einem andern Volk an, dessen Denkmäler man von der Erde vertilgte, dessen Geschichte man nicht kennt, für dessen Heiligthümer man keine Theilnahme hat. In Mexiko weiß Niemand aus dem Volke, wo der unglückliche Montezuma, von den Pfeilen der Seinen durchbohrt, fiel, oder wo das Standbild von Tlalok verehrt wurde; kaum wird man zu erzählen wissen, wo Alvarado den breiten Kanal bewaffnet übersprang, oder wo Cortez sein Haus hatte. Wenn aber in der Hauptstadt eines großen Reichs so geringe Kunde aus der Vorzeit blieb, was sollen andere Städte aufbewahren, die nicht von großen Begebenheiten berührt wurden?

Nähert man sich im nördlichen Europa einer Stadt, so sieht man den schönsten Theil zuerst: die Vorstädte sind neu, prächtig, elegant, mit Bahnhöfen, Alleen, Kunstgärten geschmückt. In Mexiko sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von den ärmsten Klassen bewohnt; Schutt und Kehricht, thierische Leichname und

Bautrümmern findet man an den Eingängen der Städte aufgehäuft, in der Nähe elender Hütten, worin lumpige Proletarier oder halbnackte Indianer wohnen. Magere hungrige Hunde und Schaaren von Auras oder Zopilotes (Nasgeier) belagern diese unappetitlichen Denksäulen schlechter Polizei, und man beflügelt den Schritt, um Nase und Augen den widrigen Eindrücken zu entziehen. Auf den Hochebenen ist dieß beinahe durchweg der Fall; in den Städten der Ostküste dagegen, z. B. in Jalapa, Orizava und Cordova sind die Vorstädte ein Labyrinth von Obstgärten (Orangen, Granaten, Kaffee, Mangos), aus welchem die rothen Ziegeldächer der Häuschen der Eigenthümer gar friedlich hervorsehen.

Sobald man die eigentliche Stadt betritt, sind die Straßen gepflastert, und an den Seiten der Häuser bieten erhabene Fußwege von wohlgefügtten Basaltplatten dem Fußgänger einen bequemen Gang. Die meisten Städte haben gerade und breite Straßen, welche sich rechtwinklig durchschneiden. Die Häuser der kleineren sind fast immer einstöckig, die der größeren haben zwei, drei und mehr Stockwerke. Der Baustyl ist der spanische; die vielen Kirchen und Klöster aber tragen alle den Charakter der italienischen und französischen Baukunst des 17. Jahrhunderts, den Zopf. Viele imponiren durch ihre Masse, viele haben in ihrem Innern schöne Verhältnisse und Einfachheit, und da sie alle von Stein sind, mit gewölbter Decke und hohen Kuppeln, so ist ihr Eindruck ein ernstester, dem Zweck entsprechender.

Wandern wir nun vor allen Dingen dem Hauptplatz zu, denn da ist stets der Glanzpunkt aller mexikanischen Städte zu suchen. In dem stattlichen Viereck nimmt die Hauptkirche stets eine Seite ein, die drei übrigen

werden von großen Häusern gebildet, deren unterer Stock durchlaufend aus breiten Säulengängen besteht. In diesen Arkaden sind die schönsten Kaufläden, Magazine, Caffeehäuser und Weinfläden zu finden. Das Gebäude der Hauptkirche gegenüber ist in der Regel das Stadthaus, oder in den Hauptstädten das Regierungsgebäude. Ein schöner Brunnen oder eine Denksäule pflegt die Mitte des Platzes zu zieren; auch sind manche mit Baumreihen geschmückt, welche einen angenehmen Spaziergang gewähren. In den kleineren Städten wird der Wochenmarkt gewöhnlich auf dem Hauptplatz gehalten, der dann ein sehr belebtes Bild darbietet durch die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung und die Mannigfaltigkeit der aufgestellten Waaren. Man kann nicht leicht einen schöneren Anblick haben, als z. B. der Markt von Cordova an einem klaren Morgen gewährt. Man wähle sich seinen Standpunkt an der Ostseite der Pfarrkirche. Von hier übersieht man das schöne Viereck von dem stattlichen Säulengang umschlossen; die Verkäufer nehmen in langen Reihen das ganze Feld des Platzes ein, regelmäßige Straßen bildend, so daß gleichartige Gegenstände immer beisammen zu finden sind. Weiße und Indianer, Mestizen, Mulatten und Neger, alle rein gekleidet, drängen sich in buntem Gewühl. Nirgends sieht man eine solche Mannigfaltigkeit von Früchten aller Zonen, nirgends diese Mischung aller Farben der Racen, als gerade hier auf der Grenze zwischen der heißen und gemäßigten Gegend. Eine prächtige Tropenlandschaft umschließt dabei das bewegte Leben; hohe Palmen und großblättrige Bananen wiegen sich in der milden Luft, und den Hintergrund bildet in ernsten Massen das Gebirge von Drixava mit seinem schimmernden Schneefegel.

Dem Mexikaner ist der Platz (plaza), was dem Römer sein forum war. Jedes Ereigniß hört man dort zuerst, jede Festlichkeit wird auf dem Platze zu sehen seyn. Dort werden Wahlen vorgenommen und öffentliche Reden gehalten, dort mustert man die Bürgergarde und hält unter geschmücktem Baldachin die Frohnleichnamsprozession, dort brennt man Feuerwerke ab und illuminirt am glänzendsten. Vor oder nach dem Gottesdienste wandelt man ein wenig in den Portales (Säulengängen), nach den Portales schlendert man am Abend, um Bekannte zu treffen, Neuigkeiten zu hören oder Geschäfte abzumachen, und es gehört zum Stadtleben, täglich einmal eine Cigarre in diesen Hallen zu rauchen. Hier ist natürlich auch der Hauptsitz des Verkehrs. Wie schon bemerkt, befindet sich in der Regel auch das Rathaus hier, ferner das Stadtgericht, die Amtsstuben der Notare und manches Advokaten. Läden, Raffeehäuser und Schenken sind Magnete, die überall ihre Anziehung üben. Die edle Kunst der Tagdiebe und Faulenzer ist zahlreich hier vertreten; die leperos oder Lazaroni der Städte treibt der Instinkt hierher, weil sich da am ersten Gelegenheit findet, ohne große Anstrengung etwas zu verdienen, sei es durch Erleichterung der Taschen ihrer Mitmenschen, sei es durch Beforgung eines Auftrags, durch Lasttragen u. dgl. Wahrsager lehnen sich an die Pfeiler und ertheilen Orakel, Mauthhiertreiber suchen Rückfracht, Trödler mit allerlei Schnurrspeisereien tragen ihren Flitter in der Hand und preisen ihn den jungen Chinas (Mestizenmädchen) an, die mit verliebten Augen die Ohrringe und Halsbänder ansehen. Eine Klasse Menschen, die nie fehlt, sind die Taugenichtse aus dem Stamm der Kreolen, verdorbene Söhne spanischer

Eltern, die zu träge oder hochmüthig sind, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod zu verdienen, die etwas mit der Feder umzugehen wissen, ein Mundwerk haben wie ein Roscius, und die nun um die Weinläden und Kaffeehäuser lungern, um die Landleute, die einen Advokaten suchen, in ihr Garn zu bekommen.

In den größern Städten, namentlich in der Hauptstadt, wahre man in den Portales seine Uhr und Börse, und auch das Taschentuch halte man fest, es könnte sonst leicht in fremde Hände gerathen.

Die Hauptstraßen der Stadt gehen immer von der plaza aus, die schönsten Häuser zieren sie, die reichsten Leute bewohnen sie. Vormittags ist hier der lebhafteste Verkehr; die Angestellten eilen auf ihre Bureau, die Kaufleute auf ihre Comptoirs, die Räfler machen ihre Runde bei der Handelswelt und die Equipage des Arztes hält vor den größten Häusern. Ganze Züge von Maulthieren bringen Waaren oder holen solche ab, Karawanen von Eseln schleppen Schläuche mit Pulque gefüllt, und Züge von Indianern traben beladen nach dem Gemüsemarkt oder der Fruchthalle. Wir begegnen Mönchen von allen Farben, die theils auf den Markt, theils auf den Termin wandern, Weltgeistliche, welche behaglich nach ihren Kirchen gehen, und bald hier bald dort grüßend sich verweilen, Studenten im langen Talar und Barett, welche ihre Vorlesungen besuchen. Die Damen in schwarzer Seidentracht, die Spitzenmantille über den Kopf gezogen, sind alle auf dem Wege nach der Messe, ihr Schritt ist sehr gemessen und feierlich, aber die schönen Augen unter den langen Wimpern wissen doch den stillen Gruß zu erwidern, der ihnen vom Balkon geboten wird.

Verkäufer aller Art rufen indeß mit lauter Stimme ihre Waare aus, und singen die Endsybte mit langgedehnter Betonung. Hier schreit ein Bäckerjunge sein *pan fresco* (frisches Brod), dort preist ein stämmiger Bursche mit einem tragbaren Heerde auf dem Kopfe sein *patos fritos, patos grandes* (große gebratene wilde Enten), die er dem ehlustigen Käufer dampfend aus der Pfanne gibt. Indianerinnen mit Früchten oder Gemüsen recitiren in schrillendem Tone eine ganze Litanei von Dingen, die sie tragen; Schuhe, Tücher, Zeitungen, Flugschriften — kurz alles Mögliche wird laut ausgerufen. Häufig sieht man Kühe mitten in der Straße stehen; das sind die Milchlieferanten, deren Herren es sich bequem machen und vor den Thüren der Abnehmer melken. In der warmen Zeit vernimmt man in allen Straßen das *nieve, nieve* (Schnee) rufen; es sind die Eisverkäufer mit großen Blechgefäßen auf dem Kopfe, welche für wenig Geld den Durstigen legen. *Aqua fresca* (frisches Wasser) bieten Andere an, die geschickt einen Teller mit gefüllten Gläsern auf der Hand balanciren. Gewiß ist der Konfektverkäufer in der Nähe, der wohl weiß, daß ein Lörtchen zum frischen Getränk munde.

Die Buden der Handwerker stehen offen, und man sieht von der Straße die Thätigkeit im Innern der Werkstätte. Die Kleiderkünstler arbeiten immer bei offenen Pforten, auf niederen Stühlen sitzend, und rücken häufig auf das Trottoir hinaus, wenn das Licht im Innern der Hölle fehlt. Dasselbe thun auch die Schuhmacher und Sattler, und da sie den ganzen Tag Stoff zum Kritziren haben, so fehlt ihnen die Fertigkeit nicht und sie gelten für lose Zungen. Die Klempner, Kupferschläger und Goldschmiede arbeiten auch bei offenen Thüren, doch

da Hammer und Feile ihr Auge und Ohr beschäftigen, liegen ihnen die kritischen Studien ferner. Silberarbeiter findet man in jedem Dorfe und mehr noch in den Städten, denn die tausend kleinen Schmuckgegenstände werden noch nicht durch Fabriken geliefert, auch hat man gern Alles massiv von Gold oder Silber. Es ist dieses eine Eigenthümlichkeit der Mexikaner, daß sie eine Sache gar nicht wollen, wenn sie dieselbe nicht von der besten Art haben können. Das zeigt sich am deutlichsten im Handel. Schwere goldene Uhren werden stets gut verkauft, während wohlfeile silberne ganz unverkäuflich sind. Nur feine wollene Tücher haben einen Markt, die billigen groben Tücher gehen durchaus nicht. Wer nicht seidene Strümpfe bezahlen kann, trägt lieber gar keine, und der Fegen eines seidenen Gürtels ist noch besser angesehen als ein neuer von Baumwolle.

Vom frühen Morgen bis zum Mittag rasten die Glocken nicht; die vielen Kirchen und Klöster suchen eine Ehre darin, die Luft mit metallenen Stimmen in Schwingung zu versetzen — manchmal fast zu viel für das Trommelfell. Das Geläute ist übrigens von dem in Deutschland sehr verschieden, weil die kleinen Glocken um ihre Axen gedreht, die großen aber gar nicht in Bewegung gesetzt werden, da bei diesen das Seil an dem Klöppel befestigt ist, der dann in verschiedenstem Takt an das Metall geschlagen wird.

Vierter Abschnitt.

Die Antillen.

Ob das von den Passatwinden gefährdete Schiff zu dem westlichen Kontinent gelangt, stößt es zwischen dem 60sten und 80sten Längengrade auf eine lange Inselkette, die auf Vorposten gestellt zu seyn scheint, um den entzückten Schiffer zur Fortsetzung seiner Fahrt einzuladen.

Auf welchem Punkte man auch ankommen möge, ist das Schauspiel unerschöpflich so an kühnen wie an anmuthigen Wirkungen, stets überraschend, stets bewunderungswürdig. Ermüdet von der Einförmigkeit eines uferlosen Ozeans schauet das Auge zugleich die düsteren Gehölze und die vergoldete Savanne, belebte Städte und jungfräuliche Waldungen; und über dieser kräftigen Urvegetation Felsen und Vulkane, die ihre scharfen Spigen und drohenden Formen in einen klaren Himmel tauchen.

Das sind die Inseln Hayti, Cuba und Jamaica mit ihren unermesslichen Vegas, ihren schönen beschatteten Flüssen, ihren großen Häfen, ihren kühnen Kap's und ihren blauen Bergen. Eine Menge von kleinen Inseln, mannigfaltig vom Zufall geformt, liegen zerstreut in diesen Meeren, fast zahllos wie die Sterne am Himmel. Barbados, ein großer Garten, übersät mit zahllosen

Wohnungen. Martinique, mit seinen abgeflachten Vorgebirgen, dem Glacis einer Festung nicht unähnlich Trinidad, das man für einen vom Festland losgerissener Felsen halten möchte, mit dem noch jetzt der reißende Strom des Orinoko sein Spiel treibt. Dann, düster und wild, Dominica, die erste Entdeckung des Kolumbus auf seiner zweiten Reise, dessen phantastische Ufer, tiefe Schluchten, brausende Ströme, schroffe Abgründe, prachtvolle übereinander gestapelte Waldungen ganz den Charakter einer Urwelt haben. Guadeloupe endlich, das sich, halb Ebene, halb Gebirge, dem Norden zu in reichen Zuckerplantagen entfaltet, dem Süden zu aber in einem Vulkan erhebt, der über diese Meere sein Rauchfaß schwenkt; er ist der Chimborasso dieses Inselmeeres.

So die Antillen. Hingesäet von den Mündungen des Orinoko ab bis zum Kap der Florida's-Halbinsel, scheinen sie die Blumen einer See-Quirlende zu seyn, welche das Schwesterpaar der beiden Amerika's freundlich mit einander verbindet.

Ein tiefes und meist ruhiges Meer bespült leise ihre Küsten und häuft dort die merkwürdigsten Muscheln auf; das heiße Klima wird durch sanfte Landwinde abgeköhlt, welche den Bergthälern entströmen und durch die feuchteren Seewinde, welche die glühende Atmosphäre dämpfen. Der Boden erzeugt die ausserlesenensten und mannigfaltigsten Früchte: außer der Banane, der Feigen-Banane und der Ananas, deren Schönheit ihrer Würze gleichkommt, — außer dem Breiapfel, dem Canehlapfel, dem Butterbaum, dem Acajou und Kokosbaum, welche alle hier heimisch sind, gedeihen dort von andern Ländern verpflanzt der Orangen- und Citronen-, der Mango- und der Feigenbaum. Die Wälder enthalten seltene und

kostbare Holzarten zum Bauen wie zum Färben, den Kakaobaum und die Baumwollenstaude, das Mahagony- und Campecheholz, den Wunderbaum, der das Ricinusöl liefert und viele gummi- und ölreiche Bäume.

Das Mais ist treffliches Getraide; aber außer ihm findet man eine Menge anderer Nährpflanzen, z. B. den Maniok, der geröstet und zerstoßen die Kassave oder das Brodmehl gibt, ferner die Kartoffeln. Merkwürdig ist der Tabak, dessen sonderbare Benutzung sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Diese tropischen Meere wimmeln von köstlichen Fischen, von welchen der Goldfisch, der Thunfisch, der Seehecht, der Lazar und die Schildkröte die gesuchtesten sind. Die weiten Einöden der Wälder sind an Thieren nur schwach bevölkert.

Zur Zeit der Entdeckung sah man dort den Pecari, eine Art wilden Schweins, den Alco, oder stummen Hund, der ganz verschwunden ist, das Aguti, halb Gaafe, halb Schwein, den kleinen Affen Macaque, ein Thier, das große Verheerungen anrichtet und außer in Trinidad von den Kolonisten ganz ausgerottet worden ist, endlich die große, drei Fuß lange Eidechse Iguana, die von den Karaiben als ein Leckerbissen verspeist wurde. Papageien von der größten Schönheit schmückten die Wälder mit ihrem glänzenden Gefieder, aber auch sie haben sehr abgenommen und werden nur noch auf Dominica und Trinidad gefunden. Die andern ausgezeichneten Vögel sind: die Turteltaube, das Rebhuhn, die Waldtaube, der Bettammer, der Spottvogel, der Pisangvogel, der Krebsfresser, der Gligli, das Teufelchen und vor allen der Kolibri, dieses Kleinod der befiederten Welt. Mit den Europäern sind auch die Hausthiere der alten Welt dort heimisch worden.

Aber diese Inseln, obwohl von der Natur reich begabt, sind auch nicht von mancherlei Plagen und Schrecknissen verschont geblieben. Orkane von einer Heftigkeit, wie wir sie in unserem Klima gar nicht kennen, zerreißen ohne Unterlaß diesen sonst so heiteren klaren Himmel; unter den mit den schönsten Farben geschmückten Pflanzen hauchen manche bössartige Gifte aus, und wie viele böse und giftige Reptilien leben noch außer dem Alligator, der an Seen und Flüssen im Schilf haust, auf dieser heißen Erde! Kein tropisches Land ohne giftige Schlangen. Die Insekten vermehren sich in dem heißfeuchten Klima in's Ungeheuerste, und bilden eine nicht geringe Plage des Menschen, der, um nicht in träge Unthätigkeit zu versinken, mancherlei Reizmittel und mancherlei Kämpfe mit einer Natur bedarf, die ihr reiches Füllhorn so freigebig über ihn ausschüttet. Hat er doch immer noch der Freude und des Genusses im Ueberfluß. Die Savannen und Wälder sind bevölkert von einer Menge unschädlicher Käfer, von Fliegen mit glänzenden Schilden, unter welchen sich die wunderbare Feuerfliege oder der Fackelträger auszeichnet, der des Nachts in allen Richtungen umherfliegt, und wie eine Feuergarbe flimmert, so daß Kolumbus, als er diese Insekten zuerst zu Gesicht bekam, glaubte, die Kariben versammelten sich unter Fackelschein, um sich seiner Landung zu widersetzen.

Zur Zeit der Entdeckung war dieser Archipelag von zwei Menschengeschlechtern bevölkert, die in Sitte und Physiognomie sich sehr von einander unterschieden. Die Insulaner von Kuba und Hayti waren höchst sanftmüthige Menschen, schlichten und zutraulichen Gemüthes, die in friedlicher Gesellschaft unter einander verkehrten, und wie erwachsene Kinder ein unbewußtes, aber keineswegs

rohes und wildes Leben führten. Ihr Leben war patriarchalisch, ihre Gottesverehrung die des großen Geistes in seinem glänzendsten Bilde, der Sonne, dem Vater der Blüthen, Früchte und der ganzen Pracht ihrer Inseln. Diese Kind-Menschen glaubten in den Echo's der alten Wälder die Stimme der Seelen ihrer Abgeschiedenen zu vernehmen. Die Spanier erschiener ihnen als Söhne der Götter, begabt mit der Gewalt des Donners und Blißes, und verwachsen mit den vierfüßigen windschnellen Rossen. Das Schwert der europäischen Christen hat dieß schwache Geschlecht vertilgt.

Nicht besser ist es aber dem stärkeren Karaibengeschlecht, das die kleinen Antillen bewohnte, ergangen. Diese Karaiben (auch Menschenfresser genannt) zeichneten sich durch ganz entgegengesetzte körperliche und sittliche Eigenschaften aus. Nomaden und Krieger. ebenso heimisch auf dem Ozean wie in den Waldebmen, tartarische Korsaren der neuen Welt, die auf ihren aus einem einzigen Baumstamm gehöhlten Kähnen Tod und Verderben von einer Insel zur andern trugen, und ihre schwächeren Nachbarn beraubend umherzogen — traten sie den Europäern entgegen furchtbar durch ihre Stärke und ihre Grausamkeit, ihre Tapferkeit und Gewandtheit. Breit von Schultern, die Muskeln angeschwellt untr dem Druck kleiner baumwollener Bänder, der Kopf düst bedeckt von einem langen rabenschwarzen Haar, die Augen geübt im furchtbaren Rollen, die Haut kupferbraun, so zeigte sich diese Nation, die furchtbarste, welche den Europäern in der neuen Welt aufgestoßen ist. Ihre Erziehung und ihr Aberglaube war, wie bei allen räuberischen Völkern, nur auf Verachtung des Todes um auf Liebe zu kriegerischem Ruhm gegründet. Die Mutter

focht mit, und das Kind stahlte seinen Muth in den unerhörten Qualen, die ihm von der Hand seines Vaters auferlegt wurden. Familienweise in ihren Hütten gruppiert, die aus Ajupak-, Palmen- und Kokosblättern zusammengesetzt waren, anerkannten sie keine moralische Autorität als die ihrer Gaukler, und nur in dem Augenblicke, wenn eine Unternehmung vor sich gehen sollte, riefen sie den zum Führer aus, welcher der Verschlagenste war und am längsten die grausamsten Qualen, ohne zu klagen, erduldet hatte.

Nach Havannah auf der Insel Kuba. *)

Von den Mastspitzen der „Maria Jonnes“ wehte lustig im frischen Morgenwinde die sternbesäete Flagge Amerika's. Wir hatten am Abend des 1. Dezembers Neu-Orleans verlassen, waren in der Nacht durch ein Schleppdampfboot den Mississippi herunter rasch an dessen Mündung bugfirt worden und befanden uns jetzt auf dem Golf von Mexiko, um nach Westindien zu segeln. In New Orleans war auf große Hitze eine so starke Kälte mit rauhem, schneidenden Winde gefolgt, daß ich mir eine Erkältung zugezogen hatte, die mich zu Bette nöthigte; aus diesem heraus hatte ich die Fieberstadt verlassen und befand mich auch wieder besser, sobald ich auf den Wasser schwamm.

Bei freundlichem Sonnenschein schwanden Morgens

*) Nach Alexander Sieglers Reisekizzen.

die kahlen, nackten, mit Binsen bewachsenen und mit in's Wasser eingefeilten und angeschwemmten Bäumen bedeckten Ufer des Mississippi, und im Südwestpaß, in den Ausmündungen des großen Stromes, sahen wir den hellglänzenden Wasserspiegel des Golfs vor uns liegen. Die Küsten des amerikanischen Festlandes gewähren hier einen traurigen Anblick und scheinen in Schlamm und Sumpf versinken zu wollen, wie sie denn aus lauter angeschwemmten Schlamm entstanden und nach und nach immer vorgerückt sind. Der „Wasser der Ströme“, der gewaltige Mississippi, wälzt häßlich und langsam seine kothigen Bogen dem Meere zu, theilt sich einige Meilen vor seinem Ausfluß in mehrere Arme und ergießt sich so in einem halben Duzend Ausmündungen zögernd in die bläulich dunklen Bogen des Golfs. Wir hatten eine sehr ungünstige, neun lange Tage dauernde Fahrt, zuletzt auch noch totale Windstille, so daß wir nicht vom Plage kamen, es war aber eine herrliche warme Witterung, und wir fühlten deutlich, daß wir uns den tropischen Ländern näherten; die Sonne strahlte hoch am azurblauen Himmel und brannte so heiß auf das Verdeck unserer „Maria“ nieder, daß wir ganz leicht gekleidet uns an der balsamisch reinen Luft ergözten. Abgeschüttelt war nun die Seekrankheit; Heiterkeit und Freude kehrten in die Gesellschaft zurück und der längststehnte Nordost erhob sich endlich, um zur allgemeinen Freude die Brigg mit vollen Segeln über die Fluthen hinzutreiben. Nachdem wir den Wendekreis des Krebses passirt hatten, sahen wir bald die Küsten der Insel Ruba aus dem Meere emportauchen.

Glücklich lavirten wir noch vor Sonnenuntergang durch eine schmale Einfahrt in den Hafen hinein, zwischen

den finsternen, auf beiden Seiten mit drohenden Kanonenschlünden besetzten Festungswerken, und im Angesicht des auf einem grünen Berg gelegenen „Castel del Moro“ ließen wir den schweren Anker fallen. Wir befanden uns in dem schönen Hafen von Havannah, der Hauptstadt von Kuba. Die Luft wehte mild, und aus der im Hintergrunde liegenden, beleuchteten Stadt schallten die Töne von Trompeten und Trommeln, so wie der Zuruf der Schildwachen an unser Ohr. Kaum graute der Morgen, so entrißen wir uns dem Schlafe und eilten auf das Deck, um das sich zeigende Panorama zu betrachten. Vor uns lag der Hafen mit seinem Mastenwalde, hinter ihm breitete die Stadt sich malerisch aus, eine echte Seestadt, denn ihre Mauern werden bespült von der Wogen des Golfs von Mexiko und die Schiffe ankern in ihren Straßen.

Die wehenden Flaggen aller Nationen, die Menge von Schiffen, die zahlreichen Gondeln, geführt von gebräunten, weißgekleideten Spaniern, das lebendige Treiben am Ufer des Hafens, der Eindruck von Lebendigkeit und Verkehr, dazu die balsamische Luft machte uns Fremdlingen einen höchst angenehmen Eindruck.

Nicht lange, so legten drei Boote an unserem Bord an. In dem ersten erschien ein wohlwöbliches spanisches Gesundheitskollegium, um den Gesundheitspaß von Neu Orleans vom Kapitän in Empfang zu nehmen, in der zweiten die hohe Zollbehörde und endlich im dritten die Wache, welche die Aufsicht über die Passagiere führt, damit sich keiner ohne Permiß an's Land begeben. Endlich nach diesen langweiligen Ceremonien erhielten wir für einen Dollar einen spanischen Paß; ein Boot brachte uns und unser Gepäck in einigen Minuten an's Ufer

Welche unendliche Menschenmenge bewegte sich hier auf und nieder! welcher geschäftige Verkehr auf jedem Schritt! Hunderte von Negern, ächte Afrikaner, waren unter eintönigem Gesange mit dem Ausladen von Waaren beschäftigt und zeigten den muskulösen Körper, der nur mit einer kurzen Hose bekleidet war. Der stolze Spanier, der gewandte Kreole, der häßliche Mulatte, der gesprächige Franzose, der gemüthliche Deutsche, John Bull und Bruder Jonathan bewegten sich in den leichtesten Sommeranzügen in der geräuschvollen Menge. Nach einer leichten Untersuchung auf dem Zollhause begaben wir uns mit einigen Schwarzen, welche die schwersten Gegenstände auf ihren Krausköpfen trugen, durch die engen Straßen nach einem amerikanischen Gasthose, wo wir über die Mittagshize Ruhe hielten, um in der Abendkühle die Stadt zu besichtigen.

Jedesmal fesselte mich der Fischmarkt am Meeresstrande; die glänzendsten Farben, die wunderlichsten Formen der Fische, Krebse, Seespinnen, Schildkröten sind hier zu sehen. Unweit des Fischmarktes zieht sich am Strande eine sehr lange bedeckte Halle hin, der Werft, an welchem die Goeletten befestigt sind, welche die Produkte aus dem Innern, Zucker, Kakao, Kaffee und den duftenden Havannataback nach der Hauptstadt bringen. Tausende von Menschen sind unter dieser Halle täglich beschäftigt und bilden die anziehendsten Gruppen. Die Stadt selbst ist nichts weniger als schön zu nennen, sondern zeichnet sich durch enge, obwohl geradlinige Straßen, Unregelmäßigkeit und Schmutz aus; die üblen Gerüche sind manchmal ganz unerträglich. Die ungepflasterten Straßen sind so eng, daß man kaum den unzähligen hin und her fahrenden Volantes, ein-

spännigen, mit der Gabel 18 Fuß langen Wagen, bei welchen der betrefte Neger auf dem Pferde reitet, ausweichen kann, so daß man immer in Gefahr steht, überfahren zu werden. Die Läden stehen offen und alle Handwerker arbeiten mehr auf der Straße, als in den Stuben.

Am Tage sind die Straßen weniger von Fußgängern, mit Ausnahme von Schwarzen, belebt, als von einer großen Zahl der Volantes; vornehme Damen sieht man nie gehen, sondern sie legen auch die kleinste Strecke im Wagen zurück. Die Häuser sind meist in maurischem Styl erbaut, nur ein bis zwei Stockwerk hoch, gewöhnlich hellblau, gelblich oder röthlich angemalt und bieten einen freundlichen Anblick. Die Dächer sind niedrig, mit halbrunden Ziegeln bedeckt, oder bilden meist Plattformen (azoteas) mit einer hohen steinernen Einfassung, über die man bequem hinuntersehen kann, öfters sind auch kleine Gärten darauf. Das Haus bildet gewöhnlich ein Viereck, das in der Mitte eine Halle, in der gespeist wird, und einen offenen Hofraum hat, der gegen die Sonne mit einem Zelte bedeckt wird. Die innere Einrichtung ist höchst einfach; die Betten bestehen nur aus einem über ein Feldbettgestell ausgespannten Stücke Drill, ein Bettuch dient als Decke und ein großes Gazenetz umgibt höchst nothwendig das Bett gegen die Mosquito's. Statt der Reinlichkeit findet man gewöhnlich das Gegentheil in den Häusern. Was die Lebensordnung betrifft, so wird um 6 Uhr Morgens Kaffee getrunken, um 9 Uhr nach englischer Weise gefrühstückt, und um 5 Uhr sehr reichlich zu Mittag gespeist. Die Menge der köstlichen Südfrüchte aller Art gibt dem Mahl eine besondere Würze, dazu wird wohlschmeckender cata-

Ionischer Wein getrunken, der in jeder Fonda und Posada sehr wohlfeil zu haben ist.

Der Waffenplatz (plaza de armas), einer der schönsten Plätze der Stadt, ist fast ringsum mit öffentlichen Gebäuden umgeben, z. B. dem schönen Palast des Gouverneurs der Insel und der gegenüberliegenden Kapelle, in welcher die erste Messe jenseits des Ozeans gehalten wurde und welche die Gebeine von Columbus einschließt. Die Statue von Ferdinand VII., in der Mitte, ist von schönen Baumanlagen der prachtvollsten Palmen und Brodbäume umgeben. Man ergeht sich hier in der köstlichen Abendluft, und der hellstrahlende Sternenhimmel, die sanften Zephyrlüfte von der See, die ewig grüne und blühende Natur in ihrem schönsten Schmuck und Farbe, die Wohlgerüche Westindiens entfalten hier ihre Pracht vor dem entzückten Fremdling.

Sehr anmuthig ist der Paseo de Isabel, eine vielleicht $\frac{3}{4}$ Stunden lange, sehr breite Straße, die sich mit schönen Gebäuden zu beiden Seiten bis an das Meeresufer erstreckt. Zwischen seinen Palmbäumen durch ist hier in den Nachmittagsstunden ein eleganter Corso, Volante an Volante mit Damen besetzt, die in doppelter Reihe auf und ab fahren, dazwischen sprengen Reiter hin und her.

Die Havanneserinnen sind durchgängig von dunkler Gesichtsfarbe und von untersehter Figur; rothe Wangen sind bei ihnen selten, sie haben aber die glänzendsten, schwarzen Augen und sehr anmuthige Formen. Die junge und alte Damenwelt raucht Cigarren; eine Sennora im Morgenanzug ohne Strümpfe, mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern, die Cigarre im Munde, ist ein gewöhnlicher Anblick, freilich kein anziehender. Ihre ganze Thä-

tigleit erstreckt sich auf Puz und Vergnügungen. Ueberhaupt wird jede Arbeit nur von Negerflaven gethan; die weiße Frau der niedrigsten Klasse würde es für eine Schande halten, auf dem Markte ihre Einkäufe zu machen, man läßt durch Schwarze einkaufen. Das Spanische spricht man auf Kuba sehr weich, die Havanneser haben sich nämlich mit der Sprache Kastiliens große Freiheiten erlaubt und ihr alles Harte und Schwerfällige abgenommen, so daß diese von Hause aus klangvolle und stolze Sprache unter diesem Klima eine vorzügliche Milde, Grazie und Schönheit gewonnen hat.

Aber nicht nur in der Mundart hat das Starre und Stolze des Mutterlandes dem Geschmeidigen und Biegsamen in der Kolonie Platz gemacht. Es liegt dieß nicht nur in dem heißen entnervenden Klima, sondern auch in der Art der spanischen Herrschaft über die schöne Insel, die Perle von Westindien. Kuba hat 2300 Quadratmeilen, von denen nicht der dritte Theil angebaut ist, die Bevölkerung ist namentlich im Innern ganz dünn, der Ertrag in keinem Verhältniß zur Ertragsfähigkeit, und dennoch ist die Insel die laufende Goldquelle Spaniens. Die ganze Verwaltung ist nur in vollblutspanischen Händen von habgütigen Abenteuern. Die auf der Insel, wenn auch von spanischen Eltern, geborenen Kreolen erhalten kein Amt, nur Spanier sind die Herren der Insel. Alle Einrichtungen sind nicht auf Beförderung des Wohlstandes von Kuba gerichtet, sondern nur auf Erzielung des höchsten Ertrags an Steuern. Alle die spanischen Don's, vom Gouverneur bis auf den geringsten Zöllner herab, streben nur, sich zu bereichern, ob mit rechten oder unrechten Mitteln gilt ihnen gleich, daher ein heillofes Zoll-, und schamloses Schmuggel-

und Bestechungssystem. Die zahlreichen Ausländer sind fast nur des Handels wegen, hier und da auch einer der Gesundheit wegen da; wenn sie reich geworden sind auf der Insel, so räumen sie den Platz und gehen anders wohin. Die ganze Gesellschaft verschlechtert sich unter diesem Erpressungssystem, dazu kommt noch die große auf der Insel herrschende Unsittlichkeit, die auch mit dem Sklavenhalten enge zusammenhängt. Die stärksten Gegensätze begegnen sich neben einander, wie wenn gut und schlecht ganz gleichberechtigt wäre. Feine und gebildete Sitten erscheinen neben Rohheit und Grobheit; Furchtsamkeit, Rechtlichkeit und Ehre neben gespreizter Frechheit, Schlechtigkeit und Entartung; Vertrauen und Uneigennützigkeit neben Intrigue, Lüge und Falschheit; eine richtende, öffentliche Meinung ist nicht in Havannah. Die Natur ist aber unerschöpflich reich dort, daß das Land trotz alles Ausaugens nicht verarmt. Die Kubaner halten an Spanien fest, um vor ihren zahlreichen Sklaven und deren Empörung sicher zu seyn, gegen die sie von Spanien durch eine Armee von 30,000 Mann geschützt sind. Diese hat, was mir neu war, eine fliegende Artillerie, bei der die Maulthiere Kanonen und Soldaten tragen, sie dient im Gebirge gegen geflüchtete und aufgewiegelte Schwarze.

Unweit der Festungsthore kann man Haus an Haus den Nationaltänzen der Neger zusehen. Diese bestehen in einer beständigen unregelmäßigen Bewegung der Hände und Füße, in einem wüthenden Hin- und Herspringen, das von einer furchtbaren Musik begleitet wird, welche einige Trommeln, die man aus hohlen, mit Fell überzogenen Baumstämmen fertigt, im Zweivierteltakt hervorbringen; dabei ertönt ein fortwährendes, tobendes

Geschrei, welches die Tänzer zu immer neuen wüthenden Sprüngen hinreißt. Es ist ein edelhaft rohes, wildes Schauspiel.

Später nahm ich mit Freude die Anerbietung eines Freundes an, der mir seine Kaffeeplantage zur Sommerwohnung anbot. Auf sehr dauerhaften aber unansehnlichen Paßgängern ritten wir auf abscheulichen Wegen, mein Rosinante hatte als Zaum einen Strick im Maule, trabte aber prächtig von der Stelle, unser Weg war immer unter Palmen, Cedern und Bananen.

Diese Kaffeeepflanzung bietet einen prachtvollen Anblick; an 2000 Bäume finden sich in einer einzigen Plantage, dazu kommen an 100 Neger und mehrere andere Arbeiter mit ihren Häuserchen, die sich malerisch um das Herrenhaus lagern. Die Blätter des merkwürdigen Baumes sehen fast wie Pomeranzenblätter aus, nur sind sie viel länger. Zwischen den Wurzeln der Blätter und Zweige treten die glänzend weißen Blüten hervor, aus denen die Schote wächst, welche den geschätzten Kern einschließt, woraus man das in der ganzen Welt beliebte aromatische Getränk bereitet. Das ganze Jahr hindurch trägt der Baum Blüten und Früchte. Um aber diese leichter abpflücken zu können, läßt man den Baum nicht seine volle Größe erreichen, sondern bricht die Spitze ab. Die Kaffeeernte dauert mehrere Monate, weil die Bäume immer neue Blüten treiben, die allmählich zur Reife gelangen. Die reifen Früchte gleichen ganz unseren Kirschen, sie werden abgenommen und auf großen Asphaltplatten aufgeschüttet, wo nach 24 Stunden das Fleisch verfault oder vertrocknet ist, die Beere kommt sodann auf die Mühle, welche die Bohnen oder Kerne enthülset. Damit die Pflanzung nicht von

der Luft oder von der brennenden Sonne leide, werden die zärtlichen kleinen Kaffeebäumchen durch große Boskets geschützt, die aus prachtvollen Bäumen gebildet sind. Diese Boskets sind im Viereck gepflanzt, und die Zugänge sind mit Palmbäumen, Mangos, Platanen, Bananen und Bambus besetzt. In der Mitte dieser wächst auch der Baumwollenbaum, *) dessen ungeheurer Stamm gleich einer ägyptischen Pyramide sich erhebt; seine mächtigen Zweige überragen die Gipfel der anderen Bäume und erreichen eine gewaltige Höhe. In diesem dichten Laubdach vereinigen sich alle Arten von Blättern; das leichteste und zarteste verschlingt sich mit dem massivsten, wie das blasseste mit dem grünsten. Diese köstlichen Boskets werden immer durch den Hauch angenehmer Winde bewegt, die während des Tags von dem Meere, und während des Nachts von den Bergen her wehen.

Der Orangenbaum prangt auf allen Seiten mit feinen balsamischen Blüthen und goldenen Früchten; die Rosen von Jericho, die das ganze Jahr hindurch blühen, bilden, neben Reihen von Fichtenbäumen, prächtige Gruppen. Das Girren der Turteltauben verschmilzt sich mit dem sanften Rauschen der Winde in den Zweigen und Blättern; zuweilen nur unterbricht oder übertönt das wilde Geschrei des Catorra oder Guacomoya dieses harmonische Geräusch.

*) Der Baumwollenbaum ist eine Pappelgattung und hat den Namen von seinen flockigen Blüthen, die wie Baumwolle in der Luft hin- und herfliegen; die Baumwolle wird nicht von diesem, sondern von der Baumwollenstaude gewonnen.

Ein Orkan auf Kuba.

Überall sah ich noch in Havannah die Spuren der furchterlichen Zerstörung und Verwüstung, welche die Orkane vom Oktober 1846 angerichtet hatten.

Am Sonnabend den 10. Oktober, Abends 10 Uhr, war der Sturm, nachdem er schon einige Tage vorher stark geweht hatte, aus Osten mit einer Wuth losgebrochen, die den vor zwei Jahren stattgefundenen Orkan um das Doppelte übertraf. Mit der eintretenden Finsterniß nahmen der Orkan und der herabströmende Regen an Heftigkeit zu. Auf der gepeitschten See thürmten sich Wellen auf Wellen, und die hochaufspringenden Wogen schlugen zischend und brausend an das Land. Der Kampf der Elemente steigerte sich immer mehr. Man schloß die Häuser, vernagelte Thüren und Fenster; das Meer stieg und die Straßen standen bald unter Wasser. In jeder Minute wuchs die Gefahr. Dächer wurden abgedeckt, Ziegel, Bretter und Balken stürzten prasselnd in die Straßen hinunter, Häuser brachen zusammen und der angstvolle Hülfseruf der Menschen tönte bisweilen aus dem brausenden Orkan heraus. Im Hafen wurden die Schiffe von den Ankern losgerissen, gegeneinander geworfen und zertrümmert. Gegen 70 Schiffe gingen dabei zu Grunde und viele Menschen wurden das Opfer eines schrecklichen Todes. Nach angstvoller Nacht brach der Morgen an und mit ihm eine Pause der Ruhe. Doch

es war die Wuth eines Vulkans, denn bald entfesselte sich die Wuth des Sturmes mit erneuter Macht. Die schrecklichste Zerstörung begann; Thürme stürzten ein, Häuser wurden weggerissen, Thüren und Fenster fortgeschleudert, Bäume entwurzelt und Pflanzen vernichtet. Erst den 11. Oktober gegen Abend ließ der Sturm nach, und das Werk der Zerstörung war vollendet. Das Gras war durch das Peitschen des Windes und das Spritzen des Seewassers schwarz geworden und wie verbrannt, große Stücke Landes waren weggespült, den Hafen bedeckten Trümmer und schwimmende Leichen. Hunderte von Menschen waren durch eingestürzte Gebäude begraben, hunderte auf andere gräßliche Weise erschlagen und getödtet worden. Auch im Innern der Insel hatte der Sturm großen Schaden angerichtet, die Palmbäume entwurzelt und die Plantagen theilweise zerstört.

Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen.

Im Monat November, dem Zeitpunkt der Blüthe, ist ein Zuckerrohrfeld eines der prachtvollsten Gemälde der Natur. Je nach der Beschaffenheit des Bodens oder der Kultur richtet sich die Höhe der Pflanzen. Ist aber der Augenblick der Reife vorhanden, so prangt das ganze Feld als ein weiter Teppich im reinsten Goldglanze, dem die Sonnenstrahlen in breiten Purpurstreifen ihre ver-

schiedenen Schattirungen ausdrücken. Die Spitze der Stengel ist schwärzlich grün, doch ändert sich, je nachdem die Pflanzen durch Wärme oder Reife trocknen, ihre Farbe und wird rothgelb; lange und schmale Blätter fallen oben von den Stengeln herab, und scheinen sich zu öffnen, um einen Pfeil oder eine Silberspize hervorspringen zu lassen. Die Höhe des Rohrs unserm Schilfrohr nicht unähnlich, schwankt zwischen zwei und sechs Fuß, und auf seiner Spitze schwebt sanft ein Busch weißer Federn, die sich in einer zarten Franze endigen, deren Farbe an die blühenden Büschel unserer Hollunderbäumchen erinnert.

Fängt aber diese Pflanzung, welche die Sonne mit ihrem Alles dörrenden Strahl zuweilen für die Verwüstungen des Brandes ordentlich zubereitet, Feuer, dann zeigt sich das malerische und schreckliche Schauspiel, dessen ganze Pracht kaum ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist. Die Flammen verbreiten sich mit der Schnelligkeit des Blikes und verzehren Alles, was in ihren Weg kommt. Manchmal fängt ein kurz zuvor abgeerntetes Feld Feuer, das sich ausdehnt und bald den ganzen Hügel bedeckt; es folgt den kreisförmigen oder geraden Linien, die man zog zur regelmäßigen Pflanzung der Rohre. Seine majestätischen Wellen haben anfangs einen Glanz und einen Schimmer, die nicht durch Worte zu schildern sind; wenn dann die Gewalt des Windes die Stärke der Hitze noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an, und man glaubt, jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuerspeienden Bergen herabwälzen.

Sobald man bemerkt, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die

Apellmuscheln; die Echo's ertönen und senden den Schall weithin; der Lärm verbreitet sich auf den benachbarten Niederlassungen. Der Klang dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten des Feuers, das Ausdrucksvolle in ihren Pantomimen, ihre hastige Arbeit, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Unordnung und Verwirrung überall, dazu das Knistern und Krachen der brennenden Rohre und die Wirbelsäulen des Rauches: Alles das bildet ein höchst interessantes Schauspiel, das in der Nacht wirklich erhaben wird.

Sobald man im Augenblick der Ernte in einer Pflanzung Feuer bemerkt, sucht man in aller Eile einen Theil davon einzusammeln, um dem Weitergreifen des Brandes Einhalt zu thun. Nichts gleicht der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man in solchen Augenblicken an den Tag legt. Bricht es nach der Ernte in dem Gestrüppwerk aus, und verbreitet es sich mit Hefigkeit, so macht man schnell am Ende des Feldes einen Haufen von den trockenen Blättern und Gräsern — es ist das kürzeste Mittel, die Fortschritte des Feuers zu hemmen, wenn man es um diesen Haufen brennbarer Stoffe konzentriert und es seine Richtung gänzlich ändern läßt.

Negerhütten auf den Antillen. *)

Die Neger, besonders diejenigen der französischen Pflanzungen sind in Hütten versammelt, die in der Regel nicht weit von den Herrenhäusern stehen; jeder Neger hat seine eigene. Die Einrichtung der Negerhütten hängt von den Mitteln ab, welche die Gegend, worin man sich befindet, darbietet. Man trifft zuweilen aus Stein erbaute ganz anständige Häuser, worin die Neger wohnen; gewöhnlich aber sind es nur elende Hütten von Bambusrohr, welches über Latten gelegt mit Erde überworfen und mit Zuckerrohrblättern bedeckt ist. Die Hütten bilden beständig ein Viereck, das durch eine kleine Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist. Die Hütte selbst gehört dem Pflanzler, die Geräthe dem Sklaven. In einigen kann man Tische, Stühle, Kommoden, Spiegel, Betten mit Kopfkissen, Decken und Matragen sehen, aber diese gehören dann nur den Aufsehern (commandeurs) und ersten Arbeitern, welche ihren schwarzen Brüdern in Allem voraus sind. Die Mehrzahl bewohnt Hütten, wo man nichts als eine schlechte Bettstelle findet, zuweilen auch eine Bank oder einen verkrüppelten Stuhl, einiges irdene Küchengeschirr; eine oder zwei Kisten und einen unbedeckten Fußboden. Alles ist kahl, dunkel, und von dem Canari-Feuer geräuchert, welches ohne Ramin in einem Winkel brennt. In manchen Hütten sieht man nichts als das Canari, nämlich den Wasserkessel, der auf drei

*) Die Antillen, von Viktor Schölcher.

Steinen ruht, ein Brett oder eine Matte auf dem Boden zum Schlafen, ein Geflechte aus grobem Bambus statt eines Wasserkrugs, eine Schnur nur übergezogen, um einige zerlumpte Kleider daran zu hängen, und weiter Nichts.

Der Neger trägt, wie die meisten Menschen, den Hang zum Luxus in sich, er liebt schöne, bunte Kleider und macht allerlei Zeichnungen auf Flasdenkürbissen, die ihm als Schüsseln, Gläser, Teller und Tassen dienen; aber seit dreihundert Jahren hat er mitter unter denen, die ihn durch die Knechtschaft zu vervollkommen vorgaben, auch nicht die geringste Einsicht von dem bekommen, was komfortabel ist. Seine Hütte ist noch immer das Bild einer Sittenrothheit, die an Wildheit grenzt. Ein Pflanzer aus der Gegend von Port-Louis auf Guadeloupe, Herr Berthier, der stets bemüht war, seinen Geist vor den schädlichen Einflüssen zu wahren, welche die Sklaverei auf die Herren wie auf die Sklaven ausübt, sagte uns, indem er uns die Negerhütten zeigt, mit traurigem Tone: „Ich schäme mich, Euch das Elend dieser armen Leute zu zeigen! aber was meint ihr? ich habe alles Mögliche aufgeboten, um sie an bessere Ordnung zu gewöhnen. Doch ich mußte darauf verzichten; sie sind durch ihren Stand zu tief erniedrigt, und begreifen nicht, was ich ihnen deutlich zu machen suche.“

Es ist hier wie bei allen Wilden die gleiche Erfahrung, die Kultur schlägt entweder gar nicht an, oder beleckt und verdeckt die alte Rohheit nur äußerlich, das Christenthum allein kann die Menschen innerlich anders machen und dann kommt äußere Kultur von selbst.

Kleidung der Neger.

Was die Kleidung betrifft, so erhält der Sklave jedes Jahr eine Kasacke von Tuch, eine Mütze, zwei Paar Hosen und zwei Hemden von grober Leinwand, die oft durch einen lächerlichen, abgenützten Soldatenanzug ersetzt werden. Ein Schwarzer weiß nicht, was ausbessern ist. Er ist gänzlich unbekannt mit den Auskunftsmitteln der Armuth. Jedermann hält es für vergeblich, ihn darin unterrichten zu wollen. Er legt ein Hemd an, pflegt es oft zu reinigen und behält es so lange als möglich auf dem Rücken; aber es zu flicken, wenn's Noth thut, fällt ihm nicht ein, weder ihm noch seiner Frau. Bei alledem ist zu verwundern, wie lange er es dennoch zu konserviren weiß; es sind am Ende oft nur noch Schnüre und Fäden, ich möchte fast sagen nur noch das Gerippe übrig, und er hat seine ganze natürliche Gewandtheit nöthig, um dem alten Gewande jeden Morgen die verschwundene Form wieder zu geben. Cuvier hatte gewiß nicht mehr Møbe, den Knochenbau eines vorsündfluthlichen Thieres zu finden als ein Neger hat, sein Hemd anzulegen. Diese Fesseln können den Philosophen in Rührung versetzen, unsere Empfindsamkeit dürfen sie aber nicht erregen, wenn es verbindet dort Niemand einen Begriff von Schande damit und unter den Tropenländern sind Kleider fast ein Ueberfluß. Wir erinnern uns eines Negers, dem sein Herr wegen der zersehten Unterhosen, die kaum noch an den Beinen halten wollten, zurief: „Schämst Du Dich

nicht, so nackt daher zu kommen!“ Der Neger erwiederte ganz unbefangen: „Warum mich schämen? bin keine Negerin!“

Alle Neger gehen barfuß. Alle Verordnungen verboten ihnen, Schuhe zu tragen. Man gewöhnte sich, wie dieß immer geschieht, am Ende so daran, daß heutzutage Stiefel oder Schuhe für die Sklaven oder Freigelassenen ein Gegenstand des größten Luxus sind, obgleich jene Verordnungen nicht mehr bestehen. Selbst wenn die Neger in größtem Puz zur Stadt kommen, tragen sie doch bis zum Eintritt ihre Schuhe in den Händen.

Fruchtbarkeit des Bodens und Trägheit seiner Bewohner.

Glückliches Land, in welchem man dem Himmel seine Freigebigkeit zum Vorwurf macht, in welchem nur drei Monate Kälte hinreichen würden, die Leute arbeitssam zu machen! Hier in der That gibt die Sonne fast ohne Anbau des Bodens die Früchte; hier ist eine Kraft, eine Ueppigkeit des Triebs, der mit unerhörter Leichtigkeit Ernten gibt. Nichts ist auf den Antillen häufiger zu sehen, als daß z. B. auf einem Leuchterbaum Blüthen, grüne und reife Früchte, und alte gelbliche Blätter neben halbgeöffneten Knospen sich zusammenfinden.

Diese ungeheure Fruchtbarkeit steht niemals stille. Zwei Felder (sechs Morgen) mit Bananen bepflanzt, geben in jeder Woche 1500 Pfund Nahrungsmittel neun Monat lang. Man trifft Brotbäume, welche durchschnittlich alle Jahr 1000 Stück Früchte geben, jede zu 5 Livres. Die Knollen der Brotkaude bleiben von dem Anbauer unberührt, die Seglinge befinden sich schon in dem kleinen Strauche, der sie trägt, und jeder Strauch liefert deren 12 bis 15.

Der Neger ist mäßig, hat so wenig Bedürfnisse als möglich, ist gewohnt, vom Anfang bis zum Ende des Jahres sich mit Brotmehl und gesalzenem Stockfisch zu nähren, der Kleidung aber fast ganz zu entbehren, endlich in einer räucherigen Hütte zu wohnen, die er ganz allein bauen und ausbessern kann. Was sollte ihn da antreiben, seinen Geist anzustrengen und Schätze zu sammeln?

Der Kolonist ist aber eben so träge, wie der Neger, und der Europäer, von Haus aus so thätig, anfangs so ungestüm, weicht, wenn er nach Verlauf eines Jahres sein Feuer verloren hat, dem Einfluß des Klima's. Er entgeht nicht dem glühenden Hauch der Antillen, der alle lebenden Wesen entnervt. Es ließen sich tausend unterhaltende Erzählungen anführen, um eine Vorstellung zu geben von der Art und Weise, wie die Sonne in den heißen Ländern auf den Menschen wirkt. Man sieht auf den Kolonien weiße Knaben, von sieben bis acht Jahren, die eine Negerin brauchen, um sich anzukleiden. — Eine Kreolin, die auf einem Stuhle sitzt, läßt ihr Taschentuch neben sich niederfallen. „Eliſa!“ — ruft sie nachlässig. — „Maam“ — antwortet die Sklavin eine Minute später, und drei Minuten gehen

hin, dann ruft die Herrin wieder, ohne Neger, ohne Zorn, so sehr ist sie daran gewöhnt: „Elisia!“ — „Ich kommen, Maam,“ versetzt die Negerin, aber Jedermann weiß, daß ein „ich kommen“ auf den Antillen sich immer von 120 bis 150 Sekunden verlängert. Es vergehen also auf's Neue zwei Minuten, ehe die träge Elisia erscheint. — „Was wollen, Maam?“ — „Siehst du nicht, meine Liebe? gib mir das Taschentuch, das auf den Boden gefallen ist.“ Ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens bückt sich die Negerin und hebt das Taschentuch auf. — „Weiter nichts wollen, theure Herrin?“ — „Nein, Elisia, du kannst gehen.“ — Nahezu eine Viertelstunde ist darüber hingegangen. Hätte die schöne Kreolin sich die Mühe genommen, den Arm auszustrecken, so hätte sie das Taschentuch aufheben können.

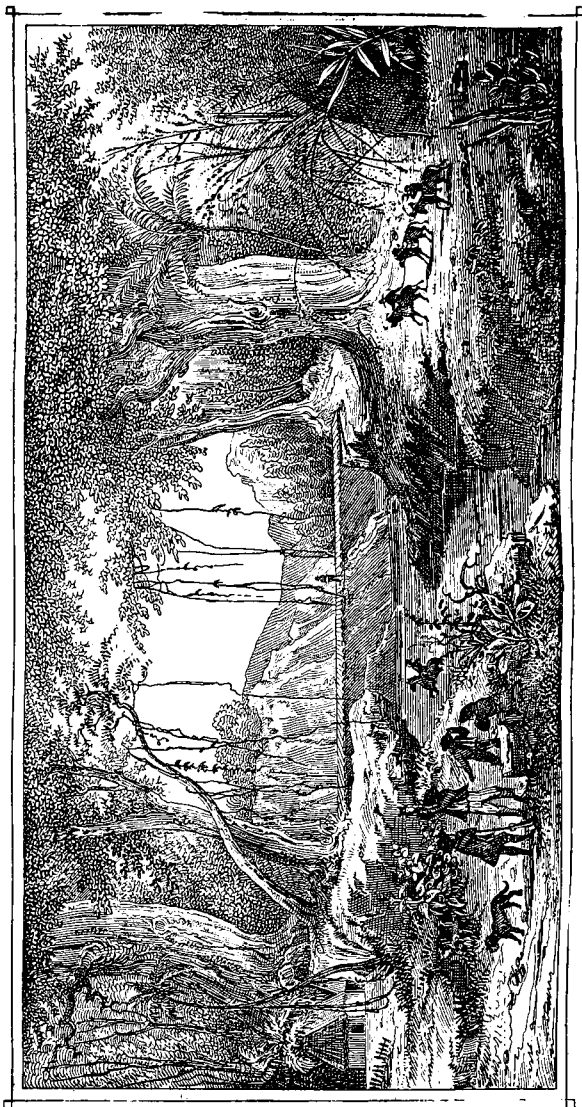
Fünfter Abschnitt.

Der Urwald.

1. *)

Früher hatten wir immer auf unsern Ritten gefragt: ob dieß oder jenes Urwald sei? Nun fragten wir nicht mehr, — denn wir wußten es jetzt! Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl sagte es uns, das einen Jeden befällt, der zum ersten Mal in einen Urwald tritt. Anfangs starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufstiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenschaft geben konnten von dem, was wir sahen. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man wirklich den Fuß in einen solchen Wald hineinsetzt. Alles ist hier kolossal, Alles scheint der Urwelt anzugehören; wir selbst mit unsern Rossen und Thieren kamen uns zwerghaft vor und fühlten, daß wir einer

*) Adalbert, Prinz von Preußen, in „der Ritt zu den Ufern des Paratyba do Sul“ (in Brasilien).



Urwald in Mexico.

andern Zeit angehörten. Zuerst ist es der ungeheure Maassstab, der uns in Staunen versetzt; bald aber erregt die gänzliche Verschiedenheit dieser Pflanzenwelt von der unseres Welttheils unsere Verwunderung in noch höherem Grade. Wenn wir in der Heimath einen Strauch oder hier und da einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen sehen, so finden wir hier Baumkolosse in Blüthe, deren Höhe die der unsern um das Doppelte und Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprossen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie bei den rothen Capucajas, an denen zur Blüthezeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allen jene Bäume mit prachtvollen großen Lila- und jene mit weißen Blüthen, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nüancen des umgebenden Grüns auf das Lebhafteste und Anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all der Farbenpracht sattfam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich uns zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe feuerfarbne Blüthe einer Tillandsie, gleich einer Riesen-Ananas oder einer kolossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerkengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60 bis 80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, löst zu viel Bäume

auf einmal neben einander aufschließen, so daß anfangs die Nester keinen Raum finden, sich auszubreiten, und daher ein Stamm den andern zu überragen strebt, um sich nach oben zu Luft zu machen. Da, wo kleinere Nester sich von jenen größeren abzweigen, oder da wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft riesengroß, gleich einer mannhohen Aloë, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, voll Grazie sich niederbeugend, auf den Wanderer herab.

Zwischen all diesen mannigfaltigen Pflanzen, die den Nesten zu entsprossen oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Allongeperücken oder Roßschweife an den Zweigen der kolossalen Orchideen- und Tillandsienträger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte. Hierzu denke dir die Tausende von Lianen, die von oben herab dem Boden zustreben, oder in den Lüften hängen, ohne denselben zu erreichen; denke sie dir meist mehrere Zoll stark, ja häufig so dick wie ein Mann am Leibe, dabei gleich den Nesten der Bäume mit Borke überzogen! Doch vergeblich wirst du dich bestreben, dir alle die unzähligen bizarren, an's Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sie sich uns zeigen. Oft kommen sie wie gerade Stangen herab und sind in die Erde gewachsen, so daß man sie bei ihrer Stärke selbst für Bäume halten könnte; oft bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser, oder schlingen sich so umeinander und legen sich dabei so ineinander, daß sie mit Ankertauen wirklich zu verwechseln wären. Zuweilen schnüren sie von Absatz zu Absatz

den Baum wirklich ein; oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleichwie der Tod oft schauerlich mitten in's blühende Leben hineinragt; oft auch geben sie dem alten Stamm statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, daher es zuweilen scheint, als besäße ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Gattungen von Blättern.

Ueberhaupt ist das Laub unendlich mannigfaltig; doch sind die Blätter meist sehr fein und klein, und das Dach, das sie bilden, ist nicht von großem Umfang, aber sehr oft pinienartig gewölbt. Nie habe ich Nadelholz in den Urwäldern gefunden; dagegen sieht ihm häufig das Laubholz wegen seiner dunkeln Farbe täuschend ähnlich. Sehr eigenthümlich nahm sich eine Gruppe Imbaibas aus, deren dünne, glatte, weiße Stämme, auf einer Anhöhe zur Seite des Weges wurzelnd, hoch aus dem Dickicht aufschossen, und deren kleine, aus großen ausgezackten Blättern gebildete Dächlein sich malerisch aneinander schlossen oder gegenseitig überragten. Nicht weniger zog ein anderer, der Imbaiba ähnlicher Baum mit silbergrauen, an ihrer unteren Seite weißen Blättern meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, der ganz eigenthümlich drein schaut, weil seine Aeste gleich Randelaber-Armen regelmäßig sich ansetzen und nach oben sich überbiegen.

Den größten Reiz im Urwalde möchten aber die leichten graziösen Palmen gewähren, die der leiseste Wind hin und her bewegt. Ihre dünnen, geschmeidigen Stämme sind fast mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zu der halben Höhe der hohen Laubholzstämme hinauf, und haben daher oft eine Länge von 60 bis 70

Fuß. Gleich einem Büschel, oder einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zart gefiederten Wedeln gebildete ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer dünn geschäfteten Lanze, oft auch das eines schwanfenden Rohrs gibt. Nie habe ich etwas Graziöseres gesehen! Kommen sie einmal vor, so beugen sich stets eine Menge dieser Palmen, ganze Büschel, aus dem Laube hervor, lassen sich von jedem Lüftchen schaukeln, oder schütteln sanft das liebliche Haupt, und grüßen voll Huld und Anmuth hernieder. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben — nicht die hochausschießenden schlanken allein, sondern auch jene mit den Dornen und großen Kronen, sowie auch noch viele andere hohe Palmen mit stärkeren Stämmen, und die aus dem Boden sprossenden stammlosen Palmsträucher pflegen sich strichweise im Urwalde zusammenzuhalten. Oft reitet man eine lange Strecke weit, ohne etwas Palmartiges zu sehen, und dann begleiten einen die Palmen oft stundenlang wieder.

Anfangs zogen wir stumm unseres Weges, bald aber folgte Ausruf auf Ausruf, denn mit jedem Schritte nahm unser Erstaunen zu, mit jedem Schritte zeigte sich uns ein neues Bild! Auf die schlanken biegsamen Palmen folgten die baumartigen Farrenkräuter, die allein an Grazie mit ihnen wetteifern können. Sie sind wirklich mit kleinen Palmen zu vergleichen, nur erscheint ihr leichtes elastisches Blätterdach flacher und weniger buschig als eine Palmenkrone; dabei lassen sie die Blätter mehr hängen, ohne dieselben, gleich den Palmenwedeln, zu wölben. War lieblich sieht es aus, wenn diese enormen, 10 bis 15 Fuß langen und gewiß mehr als 5 Fuß breiten Far-

renkrautblätter, von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer an's Aetherische grenzenden Leichtigkeit sich auf's Graziöseste wiegen, und diese anmuthigen sanften Schwingungen in's Unendliche fortsetzen.

Alles ist hier wunderbar, alles ganz anders, als wir es uns in unserem kalten Norden vorstellen! Wo steht man wohl das Große und Erhabene mit dem Sonderbaren, das Schöne mit dem Lieblichen mehr zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, als hier in den tropischen Urwäldern der neuen Welt?

2.*)

Die unermessliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die miteinander verbundenen Stromgebiete des Orinoko und des Amazonasflusses füllt, ist im strengsten Sinne des Wortes Urwald, mit dem ausgesprochenen Charakter der Undurchdringlichkeit. Kein anderer Urwald kommt diesem amerikanischen an Größe gleich, denn er ist ungefähr zwölfmal so groß als ganz Deutschland. Diese Waldzone, nach allen Richtungen von Strömen durchschnitten, deren Bei- und Zuflüsse erster und zweiter Ordnung unsere Donau und unsern Rhein bisweilen an Wasserreichtum übertreffen, verdankt die wundersame Ueppigkeit des Baumwuchses der zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und großer Wärme. In der gemäßigten Zone, besonders in Europa und dem nördlichen Asien, kann man die Wälder

*) Alex. v. Humboldt.

nach den Baumgattungen benennen, die als gesellige Pflanzen zusammenwachsen und die einzelnen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birken-Wäldern, in den östlichen Lindenwaldungen herrscht gewöhnlich nur eine Spezies der Kätzchen-, Zapfen- oder Lindenblümler (Amentaceen, Coniferen, Tiliaceen); bisweilen ist eine Art der Nadelhölzer mit Laubholz gemengt. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammengesellung ist den Tropenwaldungen fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blüthenreichen Waldflora verbietet die Frage: woraus die Urwälder bestehen? Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen; selbst in kleinen Räumen gesellt sich kaum Gleiches zu Gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechsel des Aufenthaltes bieten sich dem Reisenden neue Gestaltungen dar; oft Blüthen, die er nicht erreichen kann, wenn schon Blattform und Verzweigung seine Aufmerksamkeit anziehen.

Die Flüsse mit ihren zahllosen Seitenarmen sind die einzigen Wege des Landes. Astronomische Beobachtungen oder, wo diese fehlen, Compaßbestimmungen der Flußkrümmung zwischen dem Orinoko, dem Cassiquiare und dem Rio Negro haben mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einiger wenigen Meilen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in ihren aus Baumstämmen gezimmerten Kanoen, den Windungen kleiner Bäche folgend, sich gegenseitig zu besuchen. Den auffallendsten Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Theile des Waldes gibt aber ein Zug aus der Lebensweise des großen amerikanischen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Dieser verirrt sich zuweilen aus Wanderungslust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Waldung, daß er auf dem

Boden nicht jagen kann, und als ein Schreckniß der Affenfamilien und der Viberren mit dem Kollschwanz lange auf den Bäumen lebt.

Durch den Rio Apure gelangten wir, von Westen gegen Osten schiffend, in das Bette des Orinoko. Es war die Zeit des niedrigen Wasserstandes. Der Apure hatte kaum 1200 Fuß mittlerer Breite, während ich die des Orinoko bei seinem Zusammenfluß mit dem Apure noch über 11,430 Fuß fand. Von der Insel del Diamante aus tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingo's und andern Wasservögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in seinen Umriffen stets wechselndes Gewölk sich vom blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flussbett verengte sich bis zu 900 Fuß Breite, und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme von *Caesalpinia* (Brasilienholz, Farnambukholzbaum 2c. 2c.), *Cedrela* und *Desmanthus* erhebt sich auf dem sandigen Flussufer selbst mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke von *Sauso*. Sie ist nur 4 Fuß hoch, und besteht aus einem kleinen Strauch, *Hermesia castaneifolia*, welcher ein neues Geschlecht aus der Familie der Wolfsmilchblumen (*Euphorbiaceen*) bildet. Einige schlanke dornige Palmen stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unstreitig diese Oeffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man vorzüglich am frühen Morgen und bei

Sonnenuntergang heraustreten, um ihre Jungen zu tränken: den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein (Pecari). Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Kanot der Indianer beunruhigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht die Hecke des Sauso mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Thiere vier- bis fünfhundert Schritte langsam zwischen der Hecke und dem Flußufer fortschreiten und in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußschiffahrt von 380 geographischen Meilen auf dem Orinoko, bis seinen Quellen nahe, auf dem Cassiquiare und dem Rio Negro in ein enges Kanot eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt; ich darf hinzufügen, immer mit neuem Reize. Es erscheinen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen gruppenweis Geschöpfe der verschiedensten Thierklassen: mit den großen Säugethieren vielfarbige Reiher, Palamadeen und die stolz einherschreitenden Hocko-Hühner. „Hier geht es zu wie im Paradiese,“ sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der im Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Frieden goldener Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe sondern, beobachten und meiden sich. Die Kappbara, das 3 bis 4 Fuß lange Wasserschwein, eine kolossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meeresschweinchens (Cavi Aguti), wird im Flusse vom Krokodil, auf dem Trockenen vom Tiger gefressen. Es läuft so schlecht, daß wir mehrmals eins aus dem Haufen einholten und erhaschen konnten.

Unterhalb der Mission von Santa Barbara de Uri-

Chuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landesitte jedes Bivoual wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten sich dem Ufer. Es schien, als locke der Anblick des Feuers sie ebenso an, wie unsere Krebse und manche andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Rachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hangematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine.

Nach 11 Uhr aber entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf den Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es war das einförmig jammernde Geheul des Brüllaffen, der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrnde Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesezte Geschrei des großen Tigers, des Jaguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraqua's und anderer fasanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hangematten. Bisher kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab; es war dann stets von den pfeifenden Klagetönen der Affen

begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltender Lärm entstehe, so antworten sie lächelnd: „die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle; sie feiern den Vollmond.“ Mir schien die Szene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigend entwickelnder Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapire, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmählig die ganze Thierwelt in Aufregung.

Die Leuchtthäfer.

Raum hat man etwa 1000 Fuß von den Küsten Brasiliens in sicherer Bucht Anker geworfen, so ertönen von allen Seiten die Lebenszeichen der geschäftigen Insektenwelt, zum großen Erstaunen des seemüden Wanderers. Senkt sich die Sonne in ihren goldenen Mantel jenseits der fernen Berge hinab, so erschallt das Abendlied der Schöpfung im Geschwirr und Geschmetter der Grillen und Zikaden, im Chorgesang der Frösche (Hyla) und in den paulenden Tönen des Ochsenfrosches. Wer vermag es, sie zu beschreiben, diese von hohen Kräften

strogende Natur, die in jedem Athemzuge den herrschenden Lichtquell der Sonne verkündet? Und wenn die Nacht ihre düsteren Flügel über einen halben Erdkreis entfaltet hat, erwachen die Tagsschläfer aus ihrem Schlummer, und eine andere Welt schwärmt flammend in der Finsterniß umher.

An Leuchtthäfern ist Brasilien wahrscheinlich reicher als irgend ein anderes Land der Erde. Man kennt jetzt gegen dreißig verschiedene Arten, und es darf nicht befremden, wenn einst doppelt so viel bekannt werden sollten. Das Leuchten in seinem höchsten Glanze fällt in die Zeit der Begattung, während der schönen Jahreszeit vom November bis zum April; und obgleich es auch in den übrigen Monaten bemerkt wird, so ist es doch weit seltener und ermangelt des sonst so bezaubernden Schimmers. Alle Leuchtthäfer scheinen das Leuchten in ihrer Gewalt zu haben; es ist eine Gabe, die sie nach Willkür benützen können. Im dunkeln Dicksicht der brasilianischen Urwälder ist es ihre Feuersprache der Liebe; die verkörperte, magnetische Kraft, welche die Geschlechter verbindet. Werden sie beunruhigt, so stoßen sie einen glänzenden Lichtschein aus. Bald ist dieser Schein hell, bald bläulich schimmernd, bald von strahlender, smaragdgrüner Farbe. Man kann ihn bei dunkler Nacht in großer Entfernung sehen, und es möchte die Bemerkung hier nicht unwichtig seyn, daß die grüne Farbe auch beim Leuchten einiger Seethiere, der Nereiden, beobachtet wird. Kälte und Trockenheit vermindern das Leuchten, Wärme und Feuchtigkeit erregen es zu lebhafterem Schimmer. Darum ist diese Erscheinung auch immer um so glänzender, nachdem ein erfrischender Regen gefallen; und je wärmer und feuchter der Wohnort dieser Thiere ist, desto über-

raschender zeigt sich die leuchtende Kraft. Aus diesem Grunde sind die dunkeln Urwälder, durch welche oft kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, die gefeierten Stellen ihres Aufenthalts, dort kreisen sie gleich Irrlichtern in reger Geschäftigkeit umher.

Die leuchtende Materie ist weiß und zähe, und in einem Säckchen enthalten, über welches sich Nester der Luftröhren ausbreiten. Bei *Lampyris occidentalis* und *Elates phosphoreus* liegt sie zwischen den beiden hinteren Ringen, womit die Thiere nach Willkür sich verdunkeln, und gleichsam zu einer Blendlaterne werden. Oeffnet man die Haut in der Nähe der leuchtenden Stelle, so schimmert und funktelt sie noch eine geraume Zeit, selbst nach dem Tode des Thieres noch 24 Stunden fort. Unter dem Einflusse des Sauerstoffs entsteht ein glänzendes Licht, aber alle Umstände deuten darauf hin, daß das Leuchten in der chemischen Beschaffenheit der Materie selber zu suchen ist, und durch das Lebensspiel dieser Thiere erhöht oder vermindert wird, weil es selbst im Tode seinen Glanz behält. Die Larven leuchten nur schwach, und verdunkeln sich bei der leisesten Berührung.

Gleichwie allen Thieren ein besonderer Wohnort angewiesen ist, auf dessen klimatische Beschaffenheit ihre Organisation sich gründet, so ist es auch bei den Leuchtkäfern der Fall. Die meisten kommen in den südlicheren Provinzen Brasiliens vor, wo das prächtige Farbenspiel der Insektenwelt überhaupt einen günstigeren Himmelsstrich gefunden hat. Diese Erscheinung verdient mehr Aufmerksamkeit, als man vermuthet, denn sie ist gleichsam die Wiederholung der staunenerregenden Farbenpracht des Himmels in der Nähe der Wendekreise.

Die fliegenden Fische.

Die fliegenden Fische, von Den Flederfische genannt, schwärmen schaarenweise an den Küsten Brasiliens, und leben hauptsächlich in den wärmeren Weltmeeren zwischen beiden Wendekreisen. Doch trifft man die ersten Züge schon unter 33 Grad nördlicher Breite an. Alle Reisende, welche nach den südlichen Meeren gekommen sind, erwähnen dieser Fische, aber es herrscht noch viel Ungewißheit in ihrer wissenschaftlichen Bestimmung. Linné beschreibt sie als zahnlos; Bloch widerspricht dem, während Den ihnen sämmtlich Zähne verleiht. Die Wahrheit liegt in der Mitte, denn es gibt zahnlose und bezahnte Flederfische. Zu den zahnlosen gehört der *Exocoetus volitans*, mit einem 6—12 Zoll langen, fast vierschrötigen Körper, blauem Kopf und Rücken und silberfarbenem Bauch. Er hat 10 Zoll lange Kiemenstrahlen, 14 Zoll lange Rückenstrahlen, 15 Zoll lange Bruststrahlen, 6 Zoll lange Bauchstrahlen, 14 Zoll lange Steißstrahlen, 15 Zoll lange Schwanzstrahlen. Eine zweite Art Flederfische, welche am atlantischen Meere angetroffen wird, nähert sich an Gestalt derjenigen, die man im mittelländischen Meere findet, und die unter dem Namen *Exocoetus exiliens* beschrieben ist. Der Rücken spielt in's Grüne, und auf der dritten Rückenflosse befindet sich ein schwarzer Fleck, ein zweiter nahe an der Wurzel der Bauchflosse. Man könnte diese Art den grünen, *Exoc. viridis*, nennen. Er ist in beiden Riefen mit Zähnen versehen.

Eine dritte Art, die im atlantischen und stillen Ocean vorkommt, hat Brustflossen, die so lang als der ganze Körper sind, und die Strahlen sitzen oben und unten voller Warzen. Die Kiefer sind mit kleinen Zähnen versehen. Kiemenstrahlen 11, Rücken- und Bruststrahlen 15, Bauchstrahlen 6, Steißstrahlen 10 Zoll lang. Kopf und Rücken sind schwarz, Bauch silberweiß, die Brustflossen sind schwarz mit weißen Streifen in der Mitte. Dieser Fisch wird 15 Zoll lang. Er ist von einem Kiemenwurme geplagt (*Lernaea exocoetus*), welcher ungefähr einen Zoll lang wird und gewöhnlich von schwarzer Farbe ist. Der Kopf dieses Wurmes hat sieben Zacken und frisst sich durch den Bauch in die Eingeweide ein, in denen er sitzen bleibt, während sein Hintertheil unter den Brustflossen des Fisches heraushängt.

Die Lebensweise der Flederfische ist fast ganz übereinstimmend. Man kann nicht wohl sagen, daß sie fliegen, sondern es ist vielmehr ein Schnellen des Fisches, da sie nie seitwärts, sondern immer in gerader Linie durch die Luft sich schwingen. Manchmal schleudern sie sich über das Verdeck der Schiffe hinweg, manchmal schlagen sie gegen Masten und Segel an und fallen zu Boden, wo sie von den Matrosen gefangen und alsbald verspeist werden. Wäre ihre Bewegung durch die Luft ein eigentlicher Flug, so müßten sie diese Gegenstände vermeiden oder vom Verdeck sich wieder erheben können, wenn sie nicht todt herabstürzen. Allein keines von beiden ist der Fall. Sie werden von den Boniten, Sturzföphen, Thunfischen, Haien und Delphinen verfolgt, während die Flederfische selbst wieder Raubthiere sind und kleinere Fische verschlingen. Wird bei Nacht ein Licht

auf dem Verdecke angezündet, so werden sie vom Schimmer angezogen, und schwingen sich gleich den Motten des Landes danach hin.

Zur Bewegung durch die Luft hat der Schöpfer diese Thiere innerlich und äußerlich ausgestattet. Innerlich nimmt die Schwimmblase, wenn sie voll ist, fast die ganze Bauchhöhle ein, und auch im Maul haben sie eine Blase, die sie durch die Kiemen mit Luft füllen. Beide Organe können sie nach Willkür füllen und leeren. Außerlich kann man die breiten Brustflossen als Fallschirme betrachten, während die größere Schwanzhälfte die Schwungkraft zu verleihen scheint. Beim sogenannten Fluge ist die Bewegung der Brustflossen kaum merklich. Sie sind wagerecht ausgebreitet und schimmern silberweiß unter dem Glanze der tropischen Sonne. Von Schiffen oder Raubfischen aufgestört, erheben sie sich in zahlreichen Schaaren, und gewähren ein überraschendes Schauspiel. An den Küsten Brasiliens gebraucht man sie nicht selten als lebendigen Köder zum Fang größerer Raubfische, wie man in Europa die kleineren Fische mit Fliegen fängt.

Eine brasilianische Fazenda. *)

Die Fazenda oder Plantage, die wir am Fuße eines kegelförmigen Berges liegen sahen, bestand aus einem großen, schön gebauten Wohnhause, mit mehreren hundert Morgen urbar gemachten Landes, das im vollen Anbaue stand und dem Auge alle Erzeugnisse der brasilianischen Landwirthschaft bot. Zuvörderst erblickte man Wiesen von Capim- oder Guineakraut. Diese Grasart, die mit den Negerflaven aus Angola eingeführt wurde, ist für Brasilien eine wahre Wohlthat geworden. Die Blätter derselben sind zwei Zoll breit und einen Fuß lang, ihr Stengel erhebt sich, wie der des Zuckerrohrs, zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß. Man pflanzt das Gras mittelst Senkreiser fort; es ist sehr üppig, dauerhaft, und gibt reichliche, mehrfache Heuernten von einem süßen, saftigen Futter; es ist so geil wuchernd und unvertilgbar, daß es der Gegend selbst in der heißesten Jahreszeit den Anblick frischen Grünes gewährt.

Neben diesen Wiesen von Capim lagen große Felder mit Maniocpflanzen, die mit ihren breiten, fingerförmig gezackten Blättern und ästigen Stengeln von 4—5 Fuß Höhe den Gebüsch des Wunderbaumes glichen. Das Maniocmehl ist die Hauptnahrung in allen Theilen von Brasilien. Die Wurzel, aus der es bereitet wird, hat Aehnlichkeit mit einer großen Pastinake, und ist von

*) Liter. Blatt der Börsehalle.

unregelmäßiger Gestalt. Auf der einen Seite des Abhangs stand eine ungeheure Pflanzung von *Cana* oder Zuckerrohr. Wenn auf einem Stück Land an einem Berg der Wald durch Feuer gelichtet ist, so ist der erste Anbau, den man versucht, gewöhnlich das Zuckerrohr; man sieht dann allenthalben seine grünen Stengel zwischen der schwarzen Asche und den halbverbrannten Stämmen hervortreiben. Die ersten Schößlinge dieser Pflanzen gleichen den Aloebüschen, dann schießt sie zu Rohren von 8 bis 9 Fuß Höhe auf, und in diesem Zustande gewährt sie einen herrlichen Anblick. An dem Abhange vor uns glich das Zuckerrohrfeld einem Lustwäldchen vom üppigsten Grün. Ihm zunächst stand auf demselben Abhange eine Kaffeepflanzung, deren dunkelgrüne und glänzende Blätter einen scharfen Gegensatz mit dem hellen und durchsichtigen Grün des Zuckerrohrs bildeten. Die Kaffeebäume hatten eine Höhe von 9 bis 10 Fuß, und schienen gleichfalls eine Kunstanlage zu bilden; nur hatten sie nicht das heitere Aussehen, wie das Zuckerrohrwäldchen, sondern etwas Düsteres und Schwermüthiges. Die Zweige waren mit dunkelgrünen Beeren behangen, die später eine rothe Farbe annehmen. Man sammelt sie im Februar; eine zweite Ernte findet im August Statt. Wenn man sie sammelt, sind die Kerne mit einem weißen, milchartigen Fleisch umgeben; man breitet sie auf Matten aus, um sie zu trocknen, bis dieses Fleisch eingedörret ist. Dann schafft man die Beeren in die Mühle, welche die Haut von der Bohne wegschrotet. Letztere wird sorgfältig gefäuhert und in Säcke von Matten gefüllt, von denen jeder fünf Arroben oder 160 Pfund enthält. Die so zubereitete Kaffeebohne wird auf Maulthierren nach Rio de

Janeiro geführt, und zum Verbrauch oder zur Ausfuhr verkauft.

Auch große Felder von *Millio* oder Mais, mit breiten Beeten von *Feijao preto* (schwarzen Schminkebohnen) und manchmal mit langen Bananengehängen eingefast, dehnten sich zur Seite der Fazenda aus. Auf einem großen Blachsfelde mitten in diesem grünen Amphitheater, sah man 80 bis 100 Neger, die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken, in einer Reihe aufgestellt, und alle beschäftigt, mit einer Hacke den Boden für neuen Anbau urbar zu machen. Die Neger verrichteten ihre Arbeiten mit der Genauigkeit, wie Soldaten ihre Uebungen, indem sie den Boden in viereckige Stücke, noch einmal so groß als Kieselsteine, zerhieben. Ein broncefarbiger Aufseher mit einem Hemde von Baumwollenzug angethan und einem Strohhute auf dem Kopfe hatte die Leitung der Arbeit über sich genommen, und schritt mit einer langen Ruthe in der Hand hin und her, um die nöthigen Befehle zu ertheilen oder die trägen Arbeiter zu züchtigen. Alles, was ich sah, gewährte ein vollständiges Bild eines Dekonomiegutes der Aequinoctialländer, wo die Natur und ihre Bearbeitung für den Europäer etwas so Eigenthümliches hat, daß dieser lange in dem neuen Anblick versunken bleibt, und nicht genug die Ueppigkeit und Fruchtbarkeit dieses Bodens bewundern kann.

Als ich weiter ritt, trat mir die fruchtbare, üppige Triebkraft der Tropennatur noch anschaulicher vor Augen. Auf einem Grasplaze stand ein großer Baum, auf welchem sich Thier- und Pflanzenleben in der größten Mannigfaltigkeit entwickelte. Der Stamm war im Innern von Millionen Ameisen verschiedener Farbe und

Größe durchbohrt und ausgehöhlt; diese Thiere bildeten an verschiedenen Stellen abgesonderte Kolonien, die sich alle mit ihrer gewöhnlichen Geschäftigkeit durcheinander bewegten. Von den dicken Zweigen oben hingen wie Säcke mehrere Nester von Hummeln und Wespen herab, die man mit dem Gesamtnamen *Maribundos* zu nennen pflegt. Diese Insekten bedeckten gleich Wolken die oberen Theile des Baumes, und schwirrten unablässig um ihre kugelförmigen Wohnungen. Auf den dünneren Zweigen hatten verschiedene Vögel, namentlich der große schwarze *Amu* und andere kleinere, wie die *Bontivi's* und *Kolibri's*, welche die Blumen in der Nähe umschwirrten, ihre Nester gebaut. Das pflanzliche Leben aber zeigte sich in nicht geringer Pracht und Ueppigkeit. Von allen Seiten hingen *Schmarogerpflanzen*, die *Tillandsien*, *Stapelien*, *Epidendrum* und eine Menge anderer Gewächse herab, die man *Luftpflanzen* hätte nennen mögen, da sie bloß in den verdorrten Theilen des Stammes wurzelten und ihre Nahrung aus der Atmosphäre einsogen, wobei ihre saftreichen und durchsichtigen Ranken mit prachtvollen Blumen von blendendem Scharlachroth prangten. So war dieser saft- und marklose Baum dennoch voll des üppigsten Lebens, und ich zählte 15 Arten verschiedener Thiere und Pflanzen, die auf seinen dünnen Nesten lebten.

Die Botokuden. *)



Botokudengesicht.

Die Botokuden haben die Gegend inne, welche sich zwischen dem Rio Doce und Rio Pardo ausdehnt, vom 13. bis zum 14. Grade südlicher Breite. Sie haben nicht allein zwischen diesen beiden Flüssen Verbindungen gestiftet, sondern diese reichen bis an die Grenzen der brasilianischen Provinz Minas-Geraes.

Batok oder Botok bezeichnet wörtlich den Zapfen eines Fasses, und die Portugiesen haben diesem Indianerstamme den Namen „Botokudos“ gegeben von der kreisförmigen Verzierung aus Holz, welche diese Indianer in den Ohren und Lippen tragen. Einige benach-

*) Vergl. Weltgemälde-Gallerie I, S. 211.

harte Stämme geben ihnen den Namen „Langohr“; sie selbst scheinen sich „Krefmun“ zu nennen.

Die Gesichtsbildung der Botokuden erinnert an die mongolische Race; sie haben einen sehr kurzen Hals, platte Nase, auseinanderlaufende Augen, sehr erhabene Backenknochen; die breiten Schultern theilen sie mit den übrigen Indianern. Da sie dünne Beine für schön halten, pressen sie die ihrer Kinder mit Bändern zusammen, und die größte Beleidigung, die man ihnen zufügen kann, ist die, wenn man ihnen sagt, daß sie dicke Beine und große Augen haben.

Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Hautfarbe, die man bei diesen Indianern bemerkt. Ob sie gleich im Allgemeinen braunröthlich ist, bald heller, bald dunkler, so geht sie doch bei Einzelnen häufig in ein ziemliches Hochgelb über, und es gibt Mehrere, die sich so sehr der weißen Race nähern, daß Rosenröthe ihre Wangen färbt. Merkwürdiger Weise hat man unter ihnen Weiber mit blauen Augen gesehen, und dieß gilt bei ihnen für ein Muster von Schönheit, während andere Indianer Widerwillen dagegen empfinden würden.

Mit seinem wilden Puz gibt sich der Botokude viel weniger Mühe, als die meisten andern Indianer. Gewöhnlich ist seine nackte Haut narbig von den Wunden, die ihm die Dornen der Wälder machen. Seine Augenwimpern und Augenbraunen sind sorgfältig ausgerissen, und mit der größten Sorgfalt hat er seine glatten und rauhen Haare geschoren, die nur auf dem Scheitel eine Art schwarzer Mütze bilden. Die Malereien, von denen er selten Gebrauch macht, sind grob angebracht, und ob er gleich jene reichen Federndiademe, die den Stolz der

andern Stämme ausmachen, nicht ganz verschmäh't, so entsagt er ihnen doch von Tag zu Tag immer mehr, und man kann leicht vorhersehen, daß eine Zeit kommen wird, wo er ganz auf dieses Zeichen der Macht verzichtet. Der Tag seines Untergangs rückt ja immer näher.

Die größte Zierde eines Botokudengesichts bleibt der Botok; je größer derselbe, je weiter die Muskelfaser der Lippe und des Ohres sich ausdehnt, desto größer die Schönheit. Früher hatten die Häuptlinge ihre Ohren bis auf die Schultern verlängert. Die Lippe, welche die Holzscheibe umgibt, hat nur noch das Aussehen eines sehr dünnen Ringes oder Bandes. Der Zapfen bewegt sich willkürlich; ist der Indianer jung, so wird sich der Zapfen stolz und horizontal erheben; ist er alt, so wird ungeachtet der Leichtigkeit des Holzes die Lippe auf gräßliche Art sich senken, und da jene Platte die Zähne der untern Kinnlade unaufhörlich schlägt, so werden diese vor der Zeit ausfallen müssen. Der Prinz von Neuwied hat eine dieser walzenförmigen Platten gemessen: sie hatte 4 Zoll 4 Linien im Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Man schneidet sie aus dem Holz des Barrigudo; dieses Holz ist leichter als Kork und sehr weiß; es bekommt diese Farbe, wenn man es sorgfältig am Feuer trocknet. Durch den Gebrauch des Botok werden die Lippen und Ohrlappen auf gräßliche Weise herabgezogen, der Anblick des Mundes wird fürchterlich, da man sogar am Ende die Ränder der Lippe stückweise zusammennähen muß.

Die Botokuden, die sich den Europäern noch nicht unterworfen haben, führen ein beständiges Wanderleben. Das Beispiel jener Stämme, die an den Ufern des Ozeans festere Wohnsitze haben, ist ganz für sie verloren.

Kein Anbau sichert ihren Unterhalt; Alles hängt von ihrem Jagdglück ab und von der Gewandtheit, die sie dabei beweisen. Obgleich die Wälder, welche sie bewohnen, noch immer sehr öde sind, so wird die Jagd doch immer unergiebiger und das Wanderleben der Wilden schwieriger. Aber etwas Achtungsgebietendes liegt in diesem beständigen Kampf des Menschen, der seine großen Wälder nicht verlassen will. Er kann nicht mehr ohne Sorge für seinen Unterhalt darin leben, wie seine Vorfahren darin gelebt haben, und er entsagt willig allen Festlichkeiten, um nur seine Unabhängigkeit zu bewahren. Ich bekenne, so oft uns zufällig eine dieser wandernden Familien begegnete, um ihre Nahrung auf gut Glück zu suchen, ward ich gerührt von der Ruhe und finstern Würde, die in der Figur des Vaters herrscht, und hier ist uns der Wilde wahrhaft groß erschienen. Als Familienhaupt fühlt er instinktmäßig seine Pflichten; wenn der Forst karg ist, wenn das Glück ihn nicht begünstigt, so bestraft er sich selbst durch sein Fasten, und das schwache Wesen, das ihm folgt, bekommt immer seinen Unterhalt, ehe der Anführer an sich selber denkt.

Bei den Wanderungen geht der Vater, als das Haupt der Familie, regelmäßig voran; er ist der Wegweiser und mit Nichts beschwert als mit dem Bogen und seinen Pfeilen, die er in der Hand hält; denn sie sind zu lang, als daß er sie in den Köcher stecken könnte. Das Weib folgt nach; sie ist stets mit der Leitung der Kinder beschäftigt. Sind diese zu jung, um in den großen dichten Wäldern fortzukommen, so trägt sie dieselben auf ihrem Rücken. Dieß ist aber nicht die einzige Last, womit sie beschwert ist; sie trägt gewöhnlich noch einen aus Pflanzenfasern geflochtenen Korb auf

ihrem Rücken. In diesem Korbe findet sich der ganze Reichthum der Familie beisammen: Wachsfugeln, die man in den Wäldern sammelt, und der wilde Honig, der am Fuße des Baumes, der ihn geliefert, nicht aufgezehrt wurde; — Massen von Berg, um Feuer zu unterhalten, — faserige Rohre zur Verfertigung von Pfeilen, — Vorräthe von Lufunhaut zur Erneuerung von Bogensehnen — Gefäße mit 3 Füßen, die bei dem Haltmachen den Wasservorrath aufnehmen sollen, dessen die Familie bedarf. Auch sind in dem Korbe die verschiedenen Zierrathen enthalten, die zum Puge dienen, die Halschnüre von Thierzähnen, die langen Rosenkränze von wilden Beeren. Endlich das eiserne Beil, das jetzt an die Stelle des vormals steinernen getreten ist. Oft sind alle diese Gegenstände noch mit europäischen Lumpen vermengt, von denen man keinen Gebrauch macht, und die doch als große Kostbarkeiten mitgeschleppt werden.

Geleitet von seinem wunderbaren Instinkt, dessen ganze Feinheit wir Europäer gar nicht verstehen, merkt der Wilde es sogleich, wenn er sich in der Nachbarschaft eines Tapir, Guare (des brasil. Wolfes) oder Pekari (wildes Schweines) befindet. Er schleicht in den Dickicht, entfernt, was ihm im Wege steht, mit wunderbarer Gewandtheit, und sein Geschöß trifft fast immer das Ziel. Der Pfeil des Botokuden ist eine vortreffliche Waffe in den großen Wäldern Brasiliens, man kann ohne Uebertreibung sagen, auf diesem Rohr, versehen mit einer im Feuer gehärteten Spitze, beruht des Wilden ganze Existenz. Es fährt durch den Wald ohne Geräusch, und reicht doch fast so weit, als unser größtes Blei. Der Wilde ist immer schußfertig: er wählt ohne Zaudern von den drei Arten Pfeilen denjenigen aus, von dem er weiß,

daß er Gebrauch machen muß. Ist es ein Feind, welcher unerwartet erschien, so ist es der Uagiße komen oder der Pfeil mit elliptischer Spitze, der ihm den Tod bringt. Der Uagiße nigmeran oder der Pfeil mit Widerhafen trifft, von seinem beinahe immer tödtlichen Harpun unterstützt, vornehmlich das große Thier, und um ihn von der Wunde los zu machen, muß er die Spitze abbrechen und den Schaft rückwärts herausziehen. Endlich der Uagiße bakanmunok, der an seinem Ende nur eine Art aus Schilfknoten gebildete Einsekrose hat, tödtet oft kleine Thiere, die er trifft, ohne ihnen eine blutige Wunde beizubringen.

Ist die Wahl getroffen, so prüft der Botokude, ob der Pfeil gerade, ob sein Gewicht gleich ist, er bringt ihn an's Auge und dreht ihn schnell zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Er setzt ihn dann bloß an die linke Seite seines Bogens, der senkrecht auf der Erde ruht, indem er ihn mit dem Zeigefinger der linken Hand festhält, während die zwei ersten Finger der rechten Hand den Strang anziehen; das Auge liegt an der Linie, und der Schuß geht los.

Aber diese Reihe von aufeinander folgenden Verrichtungen, die in der Beschreibung so lang ist, läuft im Nu ab, und die gedrängteste Darstellung könnte kein Bild von ihrer reißenden Schnelligkeit geben. Das Leben des Wilden beruht auf seiner Geschicklichkeit im Gebrauch des Pfeils, und er lernt diesen Gebrauch von der zartesten Kindheit an. Der schwache Knabe, welcher kaum erst gehen gelernt hat, bekommt schon von seinem Vater Bogen und Pfeile, um sich an Insekten oder kleinen Vögeln zu üben. Sieben oder acht Jahre alt, kann er schon allein für seine Nahrung sorgen; deswegen hat

jedes männliche Familienglied eine eigene Unabhängigkeit in der Familie des Botokuden.

Ist eine bestimmte Anzahl von Wildpret geschossen und ist sogar ein größeres Thier erlegt, so beginnt fast immer sogleich die Mahlzeit. Der Magen des Botokuden, der dem Hunger so gut widersteht, ist immer bereit, die stets lebendige Ghlust zu befriedigen. Durch das Zusammenreiben zweier Hölzer wird Feuer angezündet, doch ein vollständiges Braten des Thieres findet selten Statt; das dauert den Hungrigen oft viel zu lange, und sie verschlingen das halbprohe Fleisch so gierig, daß ihnen das Blut zu beiden Seiten des Botok herunterläuft. Auch treffen sie unter den Thieren keine lange Auswahl, und selbst die Raubthiere, der Jaguar, Kuguar, und der Kaiman (amerik. Krokodil), dessen Fleisch einen entschiedenen Bisamgeruch hat, sind ihnen willkommene Speise. Oft essen die Wilden in einem solchen Uebermaß, daß sie mit der Hand auf den Magen drücken müssen, um die schwere Verdauung etwas zu erleichtern.

Die Wohnungen der Botokuden sind wohl die einfachsten unter allen Indianerhütten: ihr *Nancho* besteht meistens aus einigen Palmblättern, die in Form eines Daches gegen einander geneigt sind. Nur wenn sie sich einige Wochen an demselben Orte aufhalten, geben sie diesen Hütten mehr Festigkeit. Das Geräthe in der Hütte ist ebenso einfach. Ein aus dem Bast der *Lecythis ollaria* grob verfertigtes Bett, einige Gefäße von graulichem Thon, ein grober Stein, um die kleinen hartschaligen Kokosnüsse daran zu zerbrechen, welche diese Wilden in großer Zahl einern und nach denen sie sehr begierig sind: das ist fast Alles, was man in einer Botokudenhütte

findet. Ein kleines Feuer brennt beständig in der Hütte, nahe am Bette des Kriegers.

Wenn ein Botokudenkrieger Ursache zu haben glaubt, sich über eine schwere Beleidigung zu beklagen, so fordert er seinen Feind zum Zweikampfe heraus. Man legt dann Bogen und Pfeile weg, bewaffnet sich mit langen Stangen und versammelt sich auf einem freien Plage des Waldes. Dann wiederholt einer der Gegner in einem kräftigen Vortrag die Beleidigungen, die er dem andern vorwerfen zu müssen glaubt, und dieser hört ihm unbeweglich zu. Man kann voraussetzen, daß der Redner seine außerordentliche Gemüthsbewegung einem Theile der Zuhörer mitzutheilen weiß; denn oft erreicht am Ende seiner Standrede die Aufregung ihren Gipfel! Alles geht indeß in vollkommener Ordnung vor sich; der beleidigte Krieger bemächtigt sich eines langen Stocks, und schlägt wiederholt auf seinen Gegner los, der all seinen Muth zusammennehmen muß, um diese Aeußerung des Unwillens mit Geduld zu ertragen. Dann aber erinnert er sich selbst seines Rechts; er kann die ihm widerfahrenen Beleidigungen nun auch vortragen, und sein Gegner muß nun auch, ohne auszuweichen, die schrecklichen Schläge hinnehmen, die er ihm mit der ganzen Kraft seines Arms aufmischt. Anfangs läuft dieser Kampf noch ordentlich ab; aber bald folgt allgemeines Geplärr auf die Reden und einzelnen Rufe. Die Weiber theilen den Haß ihrer Männer; sie gehen aufeinander los, schlagen sich wüthend und oft ergreifen sie in einem Augenblicke der Raserei den Botof ihrer Gegnerin. Die gräßlich zerrissene Lippe läßt ihren Zierrath fallen und es bezeugt dann ein schreckliches Wundenmaul auf dauerhafte Weise, wer den Sieg behalten hat.

Das Erstaunlichste hierbei ist wohl, daß nach einem beendigten Kampfe sich die Ordnung vollständig wieder herstellt, Niemand mehr an seine Wunden denkt und Alles geht wie zuvor. Oft führen nur Kleinigkeiten diese sonderbaren Kämpfe herbei.

Die Kriege eines Stammes mit dem andern haben einen wichtigeren Anlaß; die Botokuden sind nicht allein mit verschiedenen Völkern im Streit, sondern ein eingewurzelter Haß trennt auch Horden, welche derselben Familie angehören und dieselbe Sprache reden. Die Entführung eines Weibes, die während der Jagd überschrittenen Gebietsgrenzen, der einem Häuptling oder sonst einem Krieger angethane Schimpf — das sind sehr oft die Anlässe zu einem blutigen Kriege. Die Kriegsführung ist gewöhnlich eine solche, wo ein Hinterhalt gelegt wird; von einer oder der andern Seite sucht man sich zu überfallen, und wendet dabei jene verschmißte Krieglust an, welche das Leben in den Wäldern lehrt. Ist ein Bezirk eingenommen und ist der Stamm entschieden fremd, so kann Nichts dem aufgeregten Haße entgehen: Männer, Weiber, Kinder, — Alles wird niedergemacht, und zuweilen endigt sich der Streit mit einem jener entsetzlichen Gastmähler, wobei der Gefangene aufgefressen wird. Doch ist der Kopf von einer solchen Mahlzeit ausgenommen, denn er ist das Siegeszeichen, mit dem man gern prahlt. Es kommt auch vor, obwohl seltener, daß die Haufen sich sammeln, und den Kampf nicht mehr im Hinterhalte führen, sondern im schrecklichen Handgemenge ihn ausfechten.

Werden die Botokudenstämme, welche in die öden Waldungen der Ostküste zurückgedrängt sind, zu unruhig, erneuern sie oft jene Räubereien und Ueberfälle, welche ihre Stammverwandten, die *Aymores* im Gebrauch

hatten, so wird gewöhnlich ein Kriegszug gegen sie gerichtet, und man gebraucht zu diesem gefährlichen Kriege Leute, welche die Gefahr kennen und sich davor zu verwahren wissen. Man bezeichnet diese mit dem Namen Soldados da Conquista; nie ziehen diese gegen die Indianer aus, ohne mit einer Schutzwaffe versehen zu sein, welche sie vor den Pfeilen der Wilden verwahrt. Dieser Panzer, den man Gibao de Armas nennt, ist ein weiter mit Baumwolle ausgefütterter und genähter Rock, der bis an die Kniee geht und auch die Arme schützt. Dieses mag eine sehr unbequeme Kleidung in einem so heißen Klima sein, fast eben so un bequem als die Harnische, welche die Begleiter von Korte z und Pizzaro trugen, doch ihr Nutzen wird sie lange im Gebrauch erhalten. Zu Minas fabri zirt man indessen auch Röcke aus Seide, die leichter sind. Ist nun ein Zug beschloffen, so bewaffnet sich jeder Soldat mit einer Pistole oder mit einer Flinte ohne Bajonett, er trägt an der Seite eines jener großen Messer, die man unter dem Namen facao kennt. Man gibt ihm ein Pfund Pulver und vier Pfund grobes Blei. Indessen ist der Gebrauch der Kugeln ziemlich selten, und das kann in den undurchdringlichen Wäldern auch nicht anders sein, wo ein einziger Schuß durch die Lage der Aeste und durch verschiedenes Flechtwerk aufgehalten werden kann. Ein ziemlich reichlicher Vorrath von Maniocmehl, zwölf Pfund gesalzenes Fleisch, ein Laib von jenem braunen groben Zucker, den man rapadura nennt, ist in einem langen Habersacke verschloffen und muß für einen Feldzug von 12 Tagen ausreichen.

Diese Soldaten werden oft aus der Klasse der Indianer selbst gewählt. Gewöhnlich setzen sie sich gegen die feindlichen Horden erst drei oder vier Tage, nach-

dem ein Akt der Feindseligkeit ihre Gegenwart nöthig gemacht hat, in Marsch. Sie wollen hiedurch die Botokudenkrieger auf die Meinung bringen, daß ihr Angriff vergessen sei oder wenigstens daß er, wie so mancher andere, straflos bleibe. Sind die Soldaten den Wilden einmal auf der Spur, so verlieren sie dieselben nicht mehr und entwickeln dann eine Geschicklichkeit, welcher nur die Gewandtheit der Wilden gleichkommt.

Kommen die Soldaten des Nachts in die Nähe von Indianerhütten, so warten sie mit ihrem Angriff bis am Morgen; sonst wäre der Vortheil auf Seiten der Wilden. Die Botokuden suchen sich sicher zu stellen vor Ueberfällen durch die Wachsamkeit ihrer gut abgerichteten Hunde, auch durch gezähmte Pefari, welche sie in einiger Entfernung von ihrem Lagerplatz anbinden, und die dann fortrennen, sobald sich Menschen ihnen nähern. Sind die Wilden auf den Angriff vorbereitet, dann vertheidigen sie sich schrecklich. Im andern Fall wählen die Soldaten, sobald der Tag graut, einen starken Baum, hinter welchem sie sich aufstellen können, und beschreiben dann, zwei Mann hoch, einen Kreis. Sobald der Tag das Zielen gestattet, beginnt das Feuer, und dann ist das Blutbad furchtbar, weil die Wilden meistens noch schlafen. Die Weiber und Kinder erheben ein jämmerliches Geschrei, die Männer stoßen ihr Kriegsgeschrei aus und in ihrer Verzweiflung werfen sie auf gut Glück einige Pfeile, von denen die Soldaten selten getroffen werden. Auf solche Weise ist oft schon ein ganzer Stamm vertilgt worden. Aber auch die Botokuden, wenn sie die Uebermacht gewinnen, schonen kein Menschenleben, und machen selten Gefangene. Zu ihrer gräßlichen Menschenfresserei schneiden sie dann wohl von den getödteten Leibern die Schenkel und alle

fleischigen Theile ab, um sie zu braten, den Kopf aber hängen sie an eine Schnur, um nach diesem Ziele mit Pfeilen zu schießen. Manche der Indianer wollen zwar diese entsetzliche Gewohnheit ganz leugnen, sie ist aber leider verbürgt genug.

Das Walbleben im Orgelgebirge.*)

Der Reisende, welcher im Anschauen der reizgeschmückten Umgegend von Rio de Janeiro (Hauptstadt von Brasilien) vertieft ist, findet dieses unvergleichliche und großartige Gemälde auf der Nordseite durch die wilden Klaffen des Orgelgebirges eingerahmt, das mit seinen wunderbar geformten Kuppen und Hörnern aus geheimnißvoller Ferne herüberschaut. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, aus dem Dunstkreise der Kaiserstadt des südlichen Wendekreises mich wieder in frische Waldluft zu retten, nach den Wäldern des Orgelgebirges zu pilgern und dort meinen alten Freund, den halbcivilisirten Wilden Antonio zu besuchen.

Um am folgenden Morgen keinen Aufenthalt zu haben und um frühe satteln zu können, hatte ich schon am Abend vorher mich und mein Pferd über die breite Hafensbai nach Praya Grande übersetzen lassen, und in dieser Villa mein Nachtquartier genommen. Schon vor Sonnen-

*) Ausland, 1850, 104 ff.

aufgang brach ich auf und ritt durch eine sich bis an die Gebirge hinziehende, meist baumlose Ebene, die nur wenig Interesse bot. Die Gegend um Rio ist weniger angebaut und belebt, als man von dem Einfluß einer so bedeutenden Handelsstadt erwarten sollte, und gewährt nicht das lebendige Bild der Geschäftigkeit, welches sich in der Nähe europäischer oder nordamerikanischer Handelsstädte ersten Ranges in so bunter Mannigfaltigkeit darstellt. Von Fabriken und Manufakturen findet sich keine Spur und eben so wenig sind Vergnügungsorte vorhanden, in denen die gesellige Unterhaltung Genuß finden könnte. Das kommt daher, weil der Reichtum des Landes sich nur in den Händen weniger Reichen befindet, nämlich in den Händen ausländischer Kaufleute, die sich in Rio etablirt haben, und einiger einheimischer Kaufleute und Grundbesitzer. Jene suchen so schnell als möglich Reichthümer zusammen zu scharren, um sie dann gemächlich in ihrer Heimath zu verzehren; diese haben keinen Sinn für öffentliche Vergnügungsorter, und beschränken sich auf Gesellschaften in Familienkreisen. Die Masse der Bevölkerung besteht aus einer schlechten Bastardrace von Weißen, Negern, Mestizen, Creolen und Gott weiß was noch mehr, die in ihrer Versumpftheit und im Schmutz ihrer Gewohnheit fort vegetirt, und keines höheren Aufschwungs fähig scheint.

Gegen Mittag erreichte ich das kleine Städtchen St. Joze, das ein vorzügliches Nest für Landstreicher, Bettler und Taugenichtse jeder Art zu sein scheint, denn an solchem nichtsnutzigen Gesindel war reichlich Ueberfluß. Wahrscheinlich überschwemmt die nahe Hauptstadt mit diesem Auswurf den Ort.

Vor der etwas abwärts gelegenen Venda (Schenke)

hatte sich im Schatten einer kleinen Baumgruppe eine Spielgesellschaft gelagert, welche mit ihrem dichten Kreis von Zuschauern für den Menschenbeobachter ein interessantes Schauspiel darbot, und einem Maler ein treffliches Bild geliefert haben würde. Die vier Spieler saßen auf einer am Erdboden ausgebreiteten Matte und die Umstehenden verfolgten, da das Spiel um Geld ging, mit dem lebhaftesten Interesse, das sich in den Geberden dieser Südländer so auffallend ausdrückt, den Gang desselben. Während ich vom Pferde herab die Gruppe betrachtete, ereignete sich eine sehr bezeichnende Scene, die jedoch leicht ein blutiges Ende hätte nehmen können. Dem Spiele am nächsten stand im Kreise der Zuschauer ein wohlbeleibter Sklavenhändler portugiesischer Abkunft, an seiner hellern Hautfarbe kenntlich, und hinter ihm über seine rechte Schulter hinweg blickte das pfliffige Gesicht eines Mulatten, während über diese beiden Vordermänner hinaus auf der linken Schulter des dicken Sklavenhändlers das schwarze Antlitz eines Negers zum Vorschein kam und mit blickenden Augen den Glückswechsel des Spiels beobachtete. Dem schwarzen Eigenthümer dieses Gesichts schien es keine geringe Anstrengung zu kosten, seinen Gesichtspunkt zu behaupten. War nun schon das Aeußere dieser drei Köpfe, die in ihrer dermaligen Lage aus Einem Rumpfe hervorgewachsen zu sein schienen, an Bildung und Farbe so wesentlich verschieden, so zeigte sich gar bald, daß auch in der inneren Verfassung keine große Harmonie vorhanden war. Dem Mulatten nämlich wurde der Andrang des ihm unbekannten Negers sehr bald lästig, und da er ihn für einen Sklaven hielt, mit dem in Brasilien sehr wenig Umstände gemacht werden und der sich immer auf Püffe und Stöße

aus allen Kompaßrichtungen gefaßt machen muß: so versetzte jener diesem einige Rippenstöße mit dem Ellbogen, um ihn in einiger Entfernung zu halten. Der Neger faßte jedoch den Beleidiger mit kräftiger Faust in's Genick, brachte mit Einem Ruck das Gesicht des Mulatten in eine fast gerade Linie mit dessen linker Schulter und beugte es dann durch eine gleiche Handbewegung niederwärts, so daß es dem Fingerzeig des Negers unwillkürlich folgen mußte! Das Gesicht des Mulatten wurde nach den Schuhen des Negers gerichtet, und das sollte andeuten, daß er ein freier Schwarzer und folglich nicht gesonnen wäre, sich ohne Weiteres Stöße u. dgl. verabreichen zu lassen. Der Mulatte gerieth jedoch bei diesem Angriff des Negers in noch größere Wuth und schrie: „nao faz nada, tome mais,“ das macht nichts, da hast du mehr! wobei dann abermals sein Ellbogen die Rippengegend des Schwarzen unsanft berührte. Jetzt war die Geduld des letzteren zu Ende. Die Neger haben bekanntlich sehr harte Schädel, und da sie diese Eigenschaft ihres Verstandeskastens sehr gut kennen, so bedienen sie sich ihres Schädels mit großem Erfolg als Angriffswaffe, indem sie wie wilde Stiere auf ihre Gegner losrennen und letztere mit dem Kopfe in die Gegend des Unterleibes zu stoßen trachten. Ein solcher Stoß (cabe cada auf portugiesisch) hat oft tödliche Folgen. Dieses Manöver führte nun auch der durch wiederholte Beleidigungen gereizte Neger aus, indem er etwa 10 Schritte zurücktrat und dann mit der blinden Wuth eines gereizten Stieres mit vorgehaltenem, erdwärts geneigtem Kopfe auf seinen Feind losstürzte. Das Alles war das Werk eines Augenblicks.

Der dicke Sklavenhändler hatte keine Ahnung von

dem, was unmittelbar hinter seinem breiten Rücken vorging. Fortwährend ganz in das Spiel vertieft, stand er als ruhiger Zuschauer da und hielt eben die geöffnete Tabaksdose in der Hand, um sein ansehnliches Riechorgan zu bewirthen, als ihn mit Einem Male der eben so unerwartete, als furchtbare Stoß des Negers rückwärts an juste milieu traf, und ihn mitten zwischen die Spielenden hindurch auf die gegenüberstehenden Zuschauer schleuderte, deren Linie von der Schwerkraft dieser Fleischmasse vollständig durchbrochen wurde. Das ging auch ganz natürlich zu. Der Mulatte nämlich, der dicht hinter dem Sklavenhändler stand, hatte den Angriffsplan des Schwarzen vorhergesehen, ihn deßhalb nicht aus den Augen gelassen, und so war es ihm nicht schwer geworden, durch eine geschickte Körperwendung dem gedrohten Stöße auszuweichen, dessen ganze Gewalt nunmehr den arglosen, kein Unglück ahnenden fetten Sklavenhändler traf. Die allgemeine Verwirrung wurde durch den seinem Opfer nachstolpernden schwarzen Urheber derselben und durch die, den beiden bewegten Körpern in weiten Sprüngen voraneilende Tabaksdose, deren Inhalt sich in die Augen mehrerer Zuschauer verirrte, wo möglich noch vermehrt, denn es bot sich in der That eine Scene der Ueberraschung, des Schreckens und der Bestürzung dar, die schwer zu beschreiben ist. Ganz den Gesetzen der Physik gemäß hatte die größere Schwerkraft des Sklavenhändlers alle leichteren Körper, die ihm auf seiner unfreiwilligen Laufbahn im Wege standen, in seinen Fall verwickelt und mit sich zu Boden gerissen. Der Erste, welcher seine Geistesgegenwart mitten in dem allgemeinen Wirrwar wieder erhielt, schien der Schwarze zu seyn, der, seine gefährliche Lage einsehend, mit unglaublicher

Gelenkigkeit dem Tummelplatz der Aufregung den Rückenkehrte und das Weite suchte.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, traten die Leidenschaften an dessen Stelle, und es bot sich nun dem Phsyiognomen ein interessanter Anblick dar, da sich bei diesen erhitzten, blutdürstenden, Rache athmenden Gesichtszügen alle Leidenschaften aus den verstecktesten Winkeln der Menschenbrust abspiegelten. Zehn Messer zuckten in den Fäusten, und die heftigen Gestikulationen dieser Südländer zeigten deutlich, wie leicht Menschenblut von ihren Händen vergossen wird. Glücklicherweise war der Gegenstand ihrer Rache, der Neger, bereits längst aus ihrem Bereich, so daß sie bloß eine Masse von Schimpfwörtern ihm nachschicken konnten, die der Schwarze damit beantwortete, daß er grinsend seine weißen Zähne zeigte und dann eine leicht verständliche Pantomime machte, welche darin bestand, daß er den Nagel seines linken Daumens an seine Nasenspitze brachte, die fünf Finger ausspreizte und mit der andern Hand die Zahl der Finger auf zehn brachte. Hierauf entfernte er sich mit raschen Luftsprüngen. Da sich jedoch auswies, daß Niemand gefährlich verletzt war, und sich nur Einige über erhaltene Kopfheulen und leichte Verwundungen, Andere sich über die Schnupftabaksbeize in ihren Augen beklagten: so legte sich nicht nur die allgemeine Aufregung bald wieder, sondern die ganze Scene wurde sehr bald von humoristischer Seite betrachtet, und dieselben Menschen, die vorher noch in so großem Aufruhr gewesen waren, rissen jetzt unter lautem Gelächter allerlei Witze, die besonders den dicken und wenig beliebten Sklavenhändler trafen. Der Mulatte erblickte jetzt in dem Unfalle des Sklavenhändlers

eine gerechte Strafe des Himmels für all das Ungemach, was der Mann den schwarzen Menschen zugefügt hatte.

Ich mußte bis zum Abend in der Ebene fortreiten, und langte dann an einer vereinzelt liegenden Venda an, welche einige Stunden von St. Anna an einem kleinen, in die Hafenbai mündenden Flusse liegt. Man trifft hier immer einige Ruderboote, in denen man die Reise nach Rio von hier aus zu Wasser machen kann. Der Cazeiro (Ladenbursche) saß vor der Thür und vertrieb sich die Zeit damit, daß er den eckelhaften Tänzen einiger jungen Neger zusah, die, von einigen Gläsern starken Brantweins begeistert, mit ihren schwarzen Herzensköniginnen unter freiem Himmel ein Tanzgelage hielten. An den seltsamen Grimassen und Körperstellungen, welche die Neger bei ihren Tänzen zu machen pflegen, kann man wohl Studien machen über die schwarze Race, Aug' und Gefühl wenden sich aber bald beleidigt ab.

Am andern Morgen setzte ich frühzeitig meine Reise fort und eilte über Porto Pinheiro und Maje dem Gebirge zu, an dessen Fuße ich in einer Venda übernachtete, die viel von den Führern der Maulthierzüge, welche Kaffee und Reis über das Gebirge bringen und dagegen andere Waaren zurücknehmen, besucht wird. Ich traf mit mehreren dieser Leute zusammen, und wir übernachteten in einem Nebengebäude, in welchem einige leichte, mit Matten bedeckte Bettstellen den Reisenden die einzige Bequemlichkeit bieten. Um jedoch wegen eines Lagers niemals in Verlegenheit zu gerathen, hatte ich eine Hängematte mitgenommen, worin man auch am geschütztesten gegen die Angriffe der Ameisen und anderer Insekten schläft. In der Venda war nichts als trockener Käse, Rosque (eine Art Zwieback) und Wein für die

Abendmahlzeit zu erhalten, und obgleich die Truppeiros Lebensmittel bei sich führten und mich auch zu ihrem Imbiß einluden, so zog ich doch mein frugales Essen vor, da die untern Klassen und die Neger in Brasilien sich weder der Gabel noch eines Löffels bedienen, sondern mit der Hand in die gemeinschaftliche Schüssel langen, und ihre Geweise folglich nicht sehr einladend und appetitlich ist.

Das lange, milde Zwielficht unserer nördlichen Heimath geht diesen glänzenden Himmelsstrichen ab. Das Gestirn des Tages beginnt um 6 Uhr Morgens seinen Lauf, um sich um 6 Uhr Abends in die Fluthen des Meeres zu versenken. Es blieb also für uns bis zum Schlafengehen noch eine geraume Zeit übrig, welche die Truppeiros wie gewöhnlich mit ihrem leidigen Kartenspiel ausfüllten; und sie setzten das bis spät in die Nacht hinein fort mit einer Leidenschaftlichkeit und unter so heftigem Geschrei, daß ich erst gegen Morgen in Schlummer versank. Obgleich nur um Kupfermünzen gespielt wurde, so war mir doch bange, daß ein Unglück geschehen möchte, denn wenn auch diese Menschen Stirn gegen Stirn ihrem Feind in ehrlichem Kampf gegenüber meistens sehr feig sind, so werden sie doch zu wahren Hyänen, sobald die wilden Leidenschaften der Spielwuth und Eifersucht ihr Blut erhitzen. Die meisten Mordthaten in Südamerika fallen beim Spiel vor, und das dolchartige, in diesen Gegenden aber auch ganz unentbehrliche Messer, das hinten in einer am Gürtel befindlichen ledernen Scheide steckt, färben sie nur zu leicht mit Menschen-, ja mit Freundes- und Bruderblut. Und dabei herrscht ein Geschrei, ein Remonstriren und Gestikuliren, wovon der Nordländer gar keinen Begriff hat, denn die den Fran-

zosen und selbst den Italienern nachgesagte Zungenfertigkeit ist eine wahre Lappalie im Vergleich mit derjenigen der Portugiesen oder Brasilianer, wenn sie einmal auf ein Lieblingsthema gekommen sind, oder irgend eine Leidenschaft ihre Sprachorgane in Bewegung versetzt. Wenn ein solcher Südländer nicht auch wie andere Menschen dem Bedürfnisse der Ruhe nachgeben müßte, so hätte man in seiner Zunge bald das vielgesuchte *perpetuum mobile* gefunden. Der Graf von Ségur, welcher die Geschichte der großen Armee geschrieben hat, scheint dieselbe Erfahrung gemacht zu haben, wenn er behauptet, daß die schwache Division Portugiesen, welche Napoleon in die Eisgefilde Rußlands führte, auf dem Marsche und im Bivouac durch ihre ewigen Wortgefechte mehr Lärm gemacht habe, als das ganze übrige Heer zusammengenommen.

Inzwischen war unter den Maulthiertreibern Alles glücklich abgelaufen, und als ich am andern Morgen bei Sonnenaufgang mein Pferd sattelte, bemerkte ich, daß sich ihr Blut wieder abgekühlt hatte und daß sie in der besten Harmonie waren. Sie winkten, da sie fast zu gleicher Zeit mit mir aufsaßen, aber eine andere Straße einschlugen, mit der den Portugiesen eigenen Handbewegung mir ihr *Adios, Senhor, passe muito bem!* zu, und bald hatten wir uns gegenseitig aus den Augen verloren, da ich lustig auf das Orgelgebirge losstrabte und bald darauf diese große, romantisch schöne Wildniß betrat. Hier erschließt sich dem Fremdling eine ganz neue Welt, worin Alles von dem verschieden ist, was er in seiner Heimath findet — vom niedrigen Moose bis zur lilafarbigten Krone des riesigen *Sapucajabaumes*, vom *Kolibri* bis zum Bergadler, vom winzigen Gewürm bis zur

gewaltigen Boa, vom harmlosen Gürtelthier bis zum blutdürstigen Jaguar, vom kleinsten Wasserinsekt bis zum schrecklichen Alligator.

Als die Gluth der Sonne zunahm, lagerte ich mich an einem der vielen kleinen, kahlen und krystallhellen Bäche des Gebirges, und so dicht ist das Laubgewölbe des Waldes, daß selbst die senkrechten Strahlen der brasilianischen Sonne nicht durchzudringen vermögen. Ich erlebte hier ein kleines Abenteuer. Da im Gebirge häufig Mulsattengesindel und entlaufene Negerflaven sich umhertreiben und die Wege unsicher machen — man muß sich hüten, an Ruheplätzen in der Nähe der Wege sich dem Schummer zu überlassen, da man sonst im Schlaf rein ausgeplündert werden kann — so hatte ich mich etwas in das Dickicht zurückgezogen, und als ich so im Schatten dalag und mein dürftiges Mittagmahl verzehrte, erblickte ich eine sehr große Klapperschlange, die mit ihren glänzenden Augen unverwandt auf Eine Stelle blickte. Ich folgte der Richtung dieses Blickes und bemerkte dann einen Tapeti (der brasilianische Hase von der Größe eines Kaninchens), der wie gebannt von dem Blicke der Schlange unbeweglich seine Feindin anstarrte, bis plötzlich das Reptil wie ein Pfeil auf seine Beute los schoß, mit seinen Zähnen es erfaßte und äußerst geschickt durch seinen engen, aber sehr dehnbaren Schlund hinunterwürgte. Der Tapeti leistete nicht den geringsten Widerstand, sondern schien freiwillig in den furchtbaren Schlund zu gehen, und man konnte deutlich seine Bewegungen und Lebensäußerungen auf seiner Reise in das Innere der Schlange wahrnehmen.

Theils um das giftige Reptil zu vertilgen, theils um zu sehen, ob der Tapeti auf seinem gefährlichen

Durchgänge viel gelitten hatte, tödtete ich die Schlange durch einen Schuß in den Kopf. Noch immer gab der Tapeti Lebenszeichen und Zuckungen von sich, und als ich schnell den Leib der Schlange aufschnitt, fand ich das Thier nur wenig verletzt und noch am Leben, und obgleich es anfangs sehr angegriffen war, so erholte es sich doch allmählig mehr und mehr, da ich es mit frischem Wasser begoß. Nach Verlauf einer halben Stunde war es so weit zu Kräften gekommen, daß es langsam fort-hüpfte.

Mein Weg lief nun beständig bergauf, bergab, oft an tiefen Abgründen hin, und von der Höhe der Bergspitzen eröffnete sich die weite Aussicht auf die große und schauerliche Wildniß, die sich unabsehbar in das Innere ausdehnt. Es war nun gerade an einer solchen Stelle, wo auf der linken und rechten Seite mich ein so steiler Abgrund angähnte, daß schon der Blick in die Tiefe schwindelerregend war, als plötzlich um den Vorsprung eines nahen Felsens eine ganz mit Kaffeesäcken beladene Truppe von einigen und vierzig Maulthieren, eins hinter dem andern nachdrängend im vollen Laufe, hinten und vorne ausschlagend, wie rasend auf mich losgesprengt kam, so daß ich in eine der gefährlichsten Lagen meines Lebens gerieth. Sowohl das Ausweichen als das Umwenden war mir unmöglich, da der Pfad höchstens zwei Schritte breit war. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden, denn das vorderste Maulthier war nur noch wenige Schritte von mir entfernt, und würde, rasend wie es war, mit seinen vollen Kaffeesäcken zu beiden Seiten, mich sammt meinem Pferde unfehlbar in den Abgrund befördert haben. In diesem kritischen Augenblicke feuerte ich fast blindlings mein Gewehr auf das vorderste Maul-

thier ab. Weder die Zeit noch die Unruhe meines Pferdes erlaubten mir genau zu zielen, doch es war ein sogenannter Schlumpfschuß, welcher den Langohrigen zu Boden streckte, so daß er noch einmal seine Viere emporstreckte und dann links über „hurtig mit Donnergepolster“ in den Abgrund rollte. Sein langohriger Nachfolger stugte über den plötzlichen Knall und Fall seines Vordermannes, ward von einem heilsamen Schrecken ergriffen, wandte sich und stürzte sich auf sein eigenes Corps, in welchem nun die Verwirrung vollständig war. Ich gewann jedoch freien Spielraum, da der schmale Fußpfad sich bald erweiterte, und war von meiner gefährlichen Lage erlöst. Doch war noch wenig gewonnen; denn nun wurde auch mein Pferd scheu, und setzte wie rasend dem Haufen der nunmehr wie toll zurückspringenden Maulthiere nach, welche hinten und vorne ausschlugen, ihre Ladung abwarfen und den Kaffee verschütteten. Das ganze Unheil hatte ein Hornissenschwarm angerichtet, der zwischen die Thiere gerathen war, und sie scheu und wüthend gemacht hatte. Nach Lebensgefahren und unseligen Mühseligkeiten gelang es erst, auf den halsbrechenden Wegen einigermaßen die Ordnung wieder herzustellen. Der Aufseher der Truppe und seine sieben Reiter, von denen einige schwere Körperverletzungen davon getragen hatten, waren in Verzweiflung, denn mehrere Maulthiere waren in die Tiefe gestürzt, andere zwischen Dorngebüsch gefährlich eingeklemmt. Unbegreiflicherweise war ich bei dieser gefährlichen Galoppade völlig unversehrt davongekommen, eine Contusion am Knie abgerechnet.

Es ist unglaublich, welch' Unheil ein anscheinend so unbedeutendes Insekt, als eine Hornisse ist, anrichten

kann, und wenn es dem menschlichen Verstande, der schon so viel ausgedacht hat, jemals gelingen sollte, die Hornissen abzurichten, so würde die Reiterei zu Felde bald nutzlos, ja für die übrigen Waffengattungen des eigenen Heeres bald sehr gefährlich werden, denn man hätte alsdann nur nöthig, auf das heranrückende Reiterregiment einige Hornissenschwärme loszulassen, die bald die rasendste Verwirrung anrichten würden. Die Kriegsgeschichte berichtet auch in der That einige Fälle, wo ein zufällig in die Reiterei gerathener Hornissenschwarm die Armee in die größte Verwirrung brachte.

Der Truppeiro hatte große Lust, mir einen guten Theil an dem Unglück, wie man zu sagen pflegt, in den Schuh zu schieben, und gereizt, wie er einmal in seiner Verzweiflung war, ließ er Worte fallen, die sich keineswegs in den Gränzen der Höflichkeit hielten, z. B.: was haben solche Ausländer in unserem Lande zu schaffen? warum scheeren sie sich nicht zum Teufel? u. s. w. Da ich jedoch die Lage des armen Schelmes erwog, auch nicht Lust hatte, meine Dialektik mit einem brasilianischen Mauleseltreiber zu messen, so blieb ich gelassen wie ein Philosoph aus der stoischen Schule, und erst dann, als er seine Neger zu Thätlichkeiten gegen mich aufforderte, erklärte ich ihm mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem ich ihm meine Pistolen in den Halstern zeigte, die Hähne meines Doppelgewehres knacken ließ und dasselbe schußfertig hielt, daß, wofern er jetzt nicht das Maul halte und die geringste Miene zur Feindseligkeit mache, er zuerst, und wer von seinen Negern angreifen wolle, nach ihm das Schicksal seines Vierfüßlers theilen würde. Das war ihm deutlich und bedurfte keiner Erläuterung mehr; ich wandte ihm den Rücken und zog meines Wegs.

Inzwischen war nach diesen glücklich überstandenen Abenteuern der Abend herangekommen, und der Mond strömte eben sein volles Licht über eine Kaffeepflanzung aus, die gerade in voller Blüthe stand. Man kann sich kaum etwas Reizenderes denken, als den Anblick eines Kaffeeberges in der Zauberfeier einer brasilianischen Mondnacht. Wie bei uns in kälteren Zonen ein verspätetes Schneegestöber im April die schon sprossenden Bäume mit feinen Flocken nicht selten bedeckt, eben so dicht prangen die milchweißen Blüthen auf der Kaffeestaude, mit dem hellgrünen Laube einen angenehmen Contrast bildend.

Mein beschädigtes Knie fing jetzt an schmerzhafter zu werden, und von der Anstrengung des Tages erschöpft war ich nicht wenig erfreut, als ich endlich eine einsame Venda erreichte, wo die Truppeiros und die Neger einiger benachbarten Pflanzungen (Fazendas) zu verkehren pflegten. Der Vendawirth war — ein Chinese. Das erkannte ich auf den ersten Blick an der ganzen Schädel- und Gesichtsbildung, an den kleinen schiefgestellten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und an der schlechten Aussprache des Portugiesischen; allein unbegreiflich war es mir, auf welche Weise dieser Sohn des dichtbevölkerten Wasserlandes im Südosten Asiens sich nach Brasilien verirrt haben könnte. Das klärte sich jedoch auch bald auf, und als ich mein Pferd gut versorgt wußte, mein Knie ordentlich verbunden war, d. h. so gut es gehen wollte, kam unsere Unterhaltung in Fluß.

„Sie scheinen kein Portugiese oder Brasilianer zu seyn?“ begann ich, als er mir ein Glas Weinlimonade reichte.

Mein Wirth war anfangs einsylbig, und schien gar

nicht aufgelegt zu einer längeren Unterhaltung, denn er antwortete kurz: „Ich bin nicht aus diesem Lande.“

„Nun — so nahm ich von Neuem das Wort — „wenn ich fragen darf, und nicht sehr irre, so stammen Sie aus Dsin ha (das Reich oder die Blume der Mitte); oder richtiger von den Ufern des Hoangho oder Jangtssekiang (d. h. des eigentlichen China)?“ Glücklicherweise fielen mir ein paar chinesische Brocken bei, die ich einst von einem Kaufmann aus Kanton aufgeschnappt hatte, und die ich nicht verfehlte mit einzuflechten in mein Klauderwelsch.

Ach! es ist ein eigener Zauber, dessen süße Gewalt nur der in fernen Ländern Reisende ganz zu würdigen vermag, nach vielen, vielen Jahren die lang vermissten Töne der Muttersprache, wenn auch nur in wenigen einzelnen Klängen, wieder zu hören. Da tritt die ganze Jugendzeit wieder voll und lebendig vor die Seele mit all ihren Bonnen und Freuden, da tauchen die Erinnerungen auf an das, was für immer dahin ist und nie wiederkehrt. So etwas mochte auch in der Seele des Chinesen vorgehen: seine kleinen Augen blitzten feuriger, und dann begann er in seiner eigenen einsylbigen Sprache zu reden, da die wenigen von mir hingeworfenen Worte ihn verleitet hatten, mich für einen Kenner seines vaterländischen Idioms zu halten. Es machte mir aber Vergnügen, diese seltsamen Laute zu hören, und so ließ ich ihn ununterbrochen fortreden. Als er jedoch geendet hatte, gestand ich ihm, daß ich von seiner Sprache zu wenig verstehe, und bat ihn, mir auf portugiesisch zu sagen, auf welche Weise er aus seiner fernen Heimath in dieß Land gekommen sei.

„Das ist sehr bald geschehen,“ versetzte mein Wirth.

„Der Regierung dieses Landes fiel es vor längeren Jahren ein, Versuche zum Anbau des Thee's in diesem Lande zu machen, und so wurden unserer sechs, der Theekultur fähige Leute durch Vermittlung des portugiesischen Statthalters auf der Insel Macao engagirt und nach Brasilien eingeschifft. Allein alle Versuche, die wir in mehreren Gegenden anstellten, um den Thee in diesem Lande heimisch zu machen, sind mißlungen. Es scheint, daß China's Boden und Klima das Wachsthum dieser zarten oder eigensinnigen Pflanze allein begünstigen. Drei meiner Landsleute sind in ihr Vaterland zurückgekehrt, einer ist gestorben, und zwei — ich und ein anderer — sind in diesem Lande geblieben und Christen geworden. Zu der Taufe erhielt ich den Namen Augustino.“

Am folgenden Morgen zeigte sich mein Knie so sehr geschwollen, daß an eine Weiterreise nicht zu denken war, und so blieb ich in der Familie des Chinesen, die mir viel Aufmerksamkeit bezeugte. Doch war dieser Aufenthalt mir gar nicht unangenehm, zumal da ich mich inmitten einer Waldlandschaft befand, wo die Natur ewig zu lächeln scheint und die Thier- und Pflanzenwelt dem Auge ein lebhaftes und wechselreiches Schauspiel bietet.

Mein Wirth erzählte mir Manches aus seiner Jugendzeit, von den religiösen Ansichten und Gebräuchen seiner Landsleute. Mit diesen hatte er den industriösen Charakter gemein, wovon seine Wohlhabenheit und manche kleine Luxusartikel zeugten, die er selber verfertigt hatte. Es war ihm nach dem verunglückten Versuch der Theekultur ziemlich schlecht gegangen, da die Regierung von Brasilien sich zwar erbot, ihn auf ihre Kosten nach China zurückzuschicken zu wollen, im Uebrigen aber sich nicht weiter um ihn bekümmerte. Ohne Freund, der Sprache

unkundig, als Heide verachtet — war ihm die Zukunft eben nicht im freundlichsten Lichte erschienen, und schon bedauerte er, nicht in sein Vaterland zurückgekehrt zu seyn, als er sich eines Tages in der Nähe von Itagoahy an einem Flusse gelagert hatte. In trüben Gedanken über sein Schicksal brütend hatte er in den Fluß gestarrt, als die große Menge von Fischen, lustig im Wasser spielend, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das war ihm ein Wink des Himmels gewesen. Seine kleine Hütte, deren Erbauung in einem so milden Klima keine Schwierigkeit machte, war bald hergerichtet. Ein alter gutmüthiger Neger hatte ihm zuweilen hülfreiche Hand geleistet. Er hatte sich Fischgeräthe angeschafft und selbst verfertigt, und sein neuer Nahrungszweig war bald mit Erfolg gekrönt und belohnte reichlich seine Arbeit, da das nicht sehr ferne und lebhafte Städtchen Itagoahy, der Stapelplatz des aus den Mina's kommenden Kaffees, und dessen Umgegend ihm hinreichenden Absatz gewährte. Den alten zu keinen schweren Arbeiten mehr tauglichen Neger hatte er bald ganz zu sich genommen, um seine Hütte zu bewachen und sonstige kleine Geschäfte zu verrichten. Da es im Flusse selbst viele Fischeotter gab, so hatte ihn dieß auf den Gedanken gebracht, einige dieser Thiere einzufangen, und wie dieß in seiner Heimath gebräuchlich, sie zu zähmen und zum Fischfang abzurichten. Das hatte ihn zwar unglaubliche Schwierigkeiten gekostet — er zeigte mir eine tiefgehende Narbe am Bein, die vom Biß einer Otter herrührte — allein, da er die Geduld nicht verlor, so war ihm dieß endlich ein angenehmer Zeitvertreib in seiner Einsamkeit geworden. Jetzt bekam der Fischfang ein neues Interesse für ihn, und er hatte an Fischen stets Ueberfluß, da die

Jagdlust der Fischotter unermüdlich ist. Allein der Fischfang war nicht der einzige Gewinn von seiner Industrie, denn bald hatte sich der Ruf von seinen Ottern bis nach dem neun Meilen entfernten Rio verbreitet, und nun waren vornehme Leute, reiche Kaufleute, besonders Ausländer, zu ihm hinaus geströmt; alle Welt wollte den Chinesen mit seinen Wunderthieren sehen und einer Jagd derselben beimohnen. Als spekulativer Kopf wußte der Chineser die Neugier der vielen müßigen Zuschauer trefflich auszubenten. Der Zudrang war so groß gewesen, daß er von jedem Zuschauer den Preis von einem Pataga oder spanischen Thaler verlangt und erhalten hatte. So erhielt er eine unerwartete, aber sehr ergiebige Silberernte, und war schnell in den Besitz einer artigen Summe Geldes gelangt. Da jedoch die Anziehungskraft und der Zauber, die von der Neuheit einer Sache gewöhnlich hervorgerufen werden, sich bald verlieren, so war auch des Chinesen Erwerbsquelle bald wieder versiegt, und als ihm daher ein Engländer eines Tages 300 Thaler für seine beiden Ottern bot, schlug er sie los. Dann kaufte er sich Waaren und zwei Maulthiere, und trieb ein paar Jahre Handel, der ihm auch ein gutes Profitchen abwarf. „Wer Geld hat,“ so schloß mein Wirth nicht ohne Humor mit einem verschmigten, aber gutmüthigen Seitenblick auf seine gelbe Angetraute, „findet auch leicht eine Frau, und so lebe ich jetzt mit meiner Familie hier ganz zufrieden.“

Als ich am folgenden Morgen aufbrach, gab mir mein Wirth ein gebratenes Huhn und einige gekochte Eier mit auf den Weg, welche Vorsichtsmaßregel ihm um so nöthiger erschien, da ich heute eine Venda nicht antreffen und erst gegen Abend bei dem Schweizer

Joseph, in dessen Nachbarschaft mein alter Bekannter, der Indianer Antonio, wohnte, anlangen würde. Da ich auf einer früheren Tour in dieses Gebirge einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hatte, so begleitete mich der Chinese eine Strecke, um mich auf den rechten Weg zu bringen, durch dichten Hochwald, der nur hier und da durch mächtige Granitfelsen, von deren Spitze sich nicht selten eine Quelle stürzte, unterbrochen wurde. Schaaren von grünen Papageien flatterten mit lautem Geschrei durch die Luft, prachtvoll glänzende Kolibri's und große schillernde Schmetterlinge schwelgten in den Blüthenkelchen, und in den Wipfeln der hohen Bäume trieben muntere Affen ihre possierlichen Spiele. Wenn ich in den blauen Azur über mir hinaufschaute, erblickte ich einem schwarzen Punkte gleich den Bergadler, der stolz seine Kreise zog, und wenn ich den Blick zu meinen Füßen senkte, strahlte der Brillantkäfer von den Kaktusstengeln mir entgegen. Die grüne Sciboschlange floh scheu über den Weg, andere schön gesprenkelte Schlangen blieben ruhig im Grase liegen, wenn des Menschen Tritt ihnen nicht zu nahe kam. Wenn man so in der Frühe des Morgens durch diese lebens- und saftreichen Hochwälder reitet, die balsamische stärkende Bergluft einathmet und die Natur in ihren tausend wechselreichen Gebilden beschaufelt, dann geht das Herz über vor Wonne und Lust, und Geist und Herz fühlen sich frei von jenem Druck und jener Herzlosigkeit und Hohlheit, die uns nur zu oft im verfeinerten und bürgerlichen Leben bedrücken.

Gegen Mittag gelangte ich in ein nicht sehr breites Thal, durch dessen Mitte sich ein kleiner Fluß in angenehmen Windungen schlängelte. Die Ufer waren mit grünem Rasen bekleidet, auf welchem einiges Hornvieh

theils maidete, theils Mittagsruhe hielt, und mitten zwischen demselben gewahrte man häufig den schönen Kardinal, dessen blutrothes Gefieder so auffallend mit dem grünen Teppich der Waide kontrastirte. Die Abhänge der das Thal zu beiden Seiten einschließenden Berge waren an vielen Stellen von ihrem Baummwuchs gelichtet und mit Kaffeestauden bepflanzt, während man an den Niederungen des Flusses einige üppige Reisfelder gewahrte. Verschiedene Gruppen hoher Bäume mit dichten Kronen standen zerstreut auf dem Ager umher und boten mit ihren dichten Schatten dem Reisenden einen erquickenden Ruheplatz und Schutz gegen die sengenden Strahlen der Mittagssonne dar. Einige Landhäuser mit ihren Nebengebäuden und Negerhütten lagen in der Nähe. Der ganzen Landschaft war etwas Idyllisches eigen, es war eine freundliche Oase in der großen Waldwüste, gegen deren gewaltige Massen sie abstach wie ein Garten zwischen Felsen.

Ich nahm meinem Pferde den Sattel ab und ließ es grasen, während ich mich in dem Schatten einer Baumgruppe streckte, meine mitgenommene kalte Küche verzehrte und Weinsimonade dazu trank. Den Reisenden würde es gewiß nicht wenig erquicken, wenn er nach einem langen Ritt auf eine Stunde sich dem Schlummer überlassen könnte, allein, wie schon oben bemerkt, darf man dieß nicht wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von umherschweifendem Gesindel beraubt zu werden, wie mir dieß einst in der Nähe von St. Cruz begegnete. Ich hatte mich, von einem langen Marsche und der Tageshize erschöpft, unter einen Baum gelegt und war bald in einen festen Schlaf verfallen. Als ich nach etwa einer Stunde erwachte, war mein Pferd, meine Flinte

und Halstern fort, und nichts weiter übrig geblieben als der Sattel, den ich zum Kopffissen benützt hatte, und den ich noch selber bis an den nächsten Ort tragen mußte. Da zufällig ein Friedensrichter hier wohnte, so klagte ich diesem meinen Unfall und bat ihn um die Hülfe des Gesetzes, allein dieser Pfeiler der brasilianischen Gerechtigkeit gestand mir mit einem Achselzucken seine Ohnmacht ein. Das hatte ich mir zur Warnung dienen lassen.

Ich wünschte meinem Pferde eine kräftigere Nahrung zu verschaffen, und deßhalb begab ich mich nach der nächsten nicht fernen Negerhütte, um etwas Welschkorn, das hauptsächlichste Viehfutter hier zu Lande, herbeizuholen. Es war eine erbärmliche, offen stehende Hütte, eher einem Hundestalle als einer menschlichen Behausung ähnlich, und doch herrschte in dieser niederen Wohnung des brasilianischen Sklaven mehr Glück und Zufriedenheit als in manchem stolzen Palaste großer Städte. Es war das stille Glück der Liebe, welches die elende Hütte des halbnackten Sklaven verschönerte; denn als ich eintrat oder vielmehr einfroch, saß der junge kräftige Schwarze auf einem großen Holzbloß, sein Weib und ihren Säugling auf dem Schooße schaukelnd, und beide mit der größten Zärtlichkeit herzlich. Beide Gatten schienen so vertieft im Austausch ihrer Gefühle zu seyn, daß sie mein Hereinkommen gar nicht bemerkten, und erst, als ich sie anredete, gewahrten sie zu ihrem großen Erstaunen den Eindringling. Der Neger brachte mir bald das Gewünschte, wogegen ich ihm einige kleine Silbermünzen gab.

Nachdem ich etwa eine Stunde durch das Thal geritten war, gelangte ich wieder in Hochwald, der sich

jezt fast ohne Unterbrechung weit in das Innere hinein-
zog, und als die Fledermäuse ihr Wesen zu treiben an-
fingen, erreichte ich die fast auf dem Gipfel eines Berges
gelegene Wohnung des Schweizers, der mich als alten
Bekannten willkommen hieß. Er hatte sich kürzlich ver-
heirathet und neben seinem Ackerbau trieb er jezt auch
Schenkwirthschaft, da die an seinem Hause vorbeikom-
menden Truppeiro's und ihre Neger, sowie einige im
Gebirge liegende Jacenda's ihm Gelegenheit zum Absatz
boten. Der hauptsächlichste Grund zur Errichtung einer
Wenda war aber der, daß ihm bei der Lage seiner Woh-
nung dicht am Wege die allzu oft in Anspruch genom-
mene Gastfreundschaft lästig zu werden anfang, doch als
Wendawirth konnte er für seine Leistungen Gegenleistun-
gen fordern.

Am andern Morgen ließen wir durch einen Neger
den Indianer holen, der auch bald mit dem Kopfe und
der Keule eines wilden Schweins beladen erschien, denn
er pflegte die Küche des Schweizers mit Wildpret zu
versehen, wogegen dieser ihm wiederum Brauntwein und
andere Bedürfnisse „gebildeter Leute“ lieferte. Bei un-
serem Wiedersehen gab Antonio aufrichtige Freude zu
erkennen, und er wurde bald sehr gesprächig. Verschie-
dene Ursachen machten es mir wünschenswerth, mich bei
dem Indianer einzuquartieren, und als ich meine Absicht
mittheilte, schien ihm das großes Vergnügen zu machen,
und er war sogleich bereit, seine Hütte mit mir zu theilen.
Nachdem einige Bedürfnisse, namentlich Kochgeschirr, in
die Hütte geschafft worden waren, folgte ich selbst bald
darauf nach.

Die Wohnung des Indianers lag abwärts vom
Wege in einer vollständigen Wildniß. Zu derselben

führten nur dicht verschlungene Fußwege, die bei der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses durch die Schneide des breiten dolchartigen Messers, das der Reisende in diesen Gegenden immer bei sich führt, oft gelichtet werden mußten. War es Zufall oder Sinn für die Schönheiten der Natur, was den Indianer diese Gegend zu seiner Wohnung wählen ließ? Sie war in der That äußerst reizend. Man denke sich am Abhange eines sanftablaufenden Hügels die bescheidene Hütte, und vor derselben den riesigen säulenartigen Schaft eines Sapucajabaumes in kühner Höhe seine farbige Blüthenkrone entfaltend, welche stolz auf das niedere Dach der Hütte herabzublicken schien, und dieselbe mit ihren ungeheuren Dimensionen gegen Sonnenschein und Regen schirmte. Diesen Riesen des Waldes hatte die Art zu dem angegebenen Zwecke verschont. Zur rechten Hand stand eine Gruppe Drangenbäume, schwerbeladen mit ihren goldfarbigen Früchten, und zur Linken erblickte man einen Haufen Bananenbäume mit ihrer großen Fruchtbarkeit; die wunderbaren palmartigen Gewächse treiben aus der Wurzel immer neue Stämme, die in Jahresfrist ihre Vollkommenheit erreichen, und 10 bis 15 Fruchtbüschel bringen, jede mit 15 bis 20 großen süßen Früchten an den Blumenkolben. Der Abhang vor der Hütte war gelichtet, und jetzt mit Welschkorn, schwarzen Bohnen, Kürbissen und Melonen bepflanzt. Es eröffnete sich ein freier Blick auf einen kleinen, malerischen, Wasserfälle bildenden Fluß, der sich unten schäumend durch ein enges Thal stürzte. Sein Wasser war so krystallhell, daß man oft bei einer Tiefe von 6 bis 7 Fuß die Kiesel auf seinem Grunde zählen konnte. Etwa eine Stunde weiter bildet er eine große Naturwerkwürdigkeit, indem er sich zu

einem großen Becken erweitert, das auf allen Seiten von Felsblöcken eingefast wird. Bei der Unmöglichkeit, sich einen Durchbruch durch diese gewaltigen Granitwände, die wie von Menschenhänden geformt erscheinen, zu bahnen, wühlt sich der Fluß in der Mitte des Beckens in den Boden, was man deutlich an dem tiefen trichterartigen Strudel sehen kann. Er fließt dann unter der Erde fort, und tritt erst in der Entfernung von einer halben Stunde wieder an das Tageslicht. In seinem Bette fand ich häufig Goldkörner von der Größe einer Erbse und darüber. Jenseits des kleinen Thales, durch welches sich der Fluß ergoß, erhoben sich gewaltige mit Hochwald bestandene Gebirgsmassen; von Urwald waren auch die übrigen Seiten der kleinen Pflanzung des Wilden eingerahmt.

Unsere Lebensweise war nun folgende. Mit Tagesanbruch steht man auf, und in der frischen Kühle des erwachenden, noch halb dämmernden Morgens steige ich hinab an den Fluß im Thale, um an tiefer Stelle ein stärkendes Bad im reinsten, belebenden Krystallwasser zu nehmen. Die Morgen sind kalt, und wenn ich aus dem Wasser steige, schlagen die Zähne klappernd zusammen; allein die leichte Bekleidung ist bald übergeworfen, und dann geht es im Geschwindschritt bergan zur Hütte zurück. Ehe noch die Hälfte des Berges erstiegen ist, hat sich schon die gehörige Wärme und Geschmeidigkeit des Körpers wieder eingestellt, und in der Hütte ladet eine Schaal schwarzen Kaffee's — Milch ist nicht vorhanden — nebst einigen Eiern zum Frühstück ein. Dieses Bad wird täglich ein oder zwei Mal wiederholt, und sein wohlthätiger Einfluß bekundet sich bald durch die blühende Farbe des Gesichts und die neuerwachte Lebenslust.

Nach dem Frühstück beschließen ich und Antonio die Jagd, deren Revier wir nach Belieben über die halbe Erde ausdehnen können, da in Amerika keine Geseze der Waidmannslust beschränkende Fesseln anlegen. Gewöhnlich kehren wir schon um Mittag zurück und überliefern unserer Hausfrau das erlegte Wild, meistens in Geflügel, in Auerhähnen von verschiedenen Arten, Waldschneppen, Hühnern, den gewichtigen Mutus, Enten 2c. 2c. bestehend. Nach einer glücklichen Jagd sieht es in unserer Hütte bunt genug aus. An demselben Sparren, woran meine Hängematte befestigt ist, hängt ein fatter Rehbock, während Antonio vor der Hütte eine Klapperschlange abschält oder einen Affen von Allem befreit, was nicht verspeist werden kann, und die Dame der Hütte das Geflügel rupft und ich die schöne Bisamente (*anas moschata*) abbalge, um sie auszustopfen.

Von der edlen Kochkunst verstand unsere indianische Dame freilich nicht viel, doch half ich ihr getreulich mit, und ein solches Mahl gewährte einen besonderen Genuß, denn es war mit eigener Anstrengung erworben. Der Indianer blieb bei seiner Weise, indem er eine Menge hölzerner Spieße um das Feuer steckte, das Fleisch daran eine Zeit lang braten ließ, und es dann halb roh à la Roastbeef verzehrte. Regelmäßige Mahlzeiten hielt der Indianer nicht, sondern er befriedigte zu jeder Zeit seine Gflust, sobald nur der Magen ihn erinnerte, es mochte Mitternacht oder Mittag seyn.

Waren wir auf weiteren Ausflügen begriffen, so übernachteten wir zuweilen im Walde, wo wir dann ein großes Feuer anzündeten, und einer von uns abwechselnd Wache hielt, um gegen den Angriff wilder Thiere auf der Hut zu seyn. Gewöhnlich erhielten wir in sol-

den Bivouaks den Besuch von einigen Reptilien, namentlich der giftigen Klapperschlange, welche durch die Wärme des Feuers herangelockt wurde. Dergleichen ungebetene Gäste können aber sehr leicht gefährlich werden, indem sie dicht an den Schlafenden herankriechen und die geringste Berührung durch ihren tödtlichen Biß rächen. Auf solchen Streifzügen fiel dann aber auch unsere Jagdbeute so reichlich aus, daß wir nicht im Stande waren, sie nach Hause zu schaffen, sondern einen Theil davon bis zu gelegener Zeit im Walde verbergen mußten. Es gehört der Ortsinn eines Indianers dazu, um solche Verstecke im Urwalde wieder zu finden. Die Mühe des Abholens hatte uns jedoch nicht selten ein Raubthier erspart, und besonders war es der räuberische Puma, der kleine amerikanische Löwe, der uns unberufener Weise diesen Dienst leistete. Allein wir wurden eines Tages hinlänglich wegen der kleinen Verluste durch ein schrecklich schönes Schauspiel entschädigt. Es war dieß ein Kampf zwischen dem Puma und dem Jaguar, dem amerikanischen Tiger, diesen beiden Fürsten der brasilianischen Wildnisse, die sich nicht selten im Kampfe auf Leben und Tod die Herrschaft streitig machen. Die rauhe abgebrochene Stimme der Kämpfenden verrieth uns den Kampfplatz. Den Zankapfel bildete das unter Laub und Buschwerk von uns verborgene Reh, das wir abholen wollten, und welches wahrscheinlich vom Puma ausgewittert worden war. Das andere Raubthier hatte ihm seine Beute abjagen wollen, was sich jedoch der kampflustige Puma nicht gefallen ließ. Beide Kämpfer bluteten schon, und Wuth und Schmerz entriß ihnen ein furchtbares Gefolter, ähnlich wie bei den Hunden. Man muß diese Thiere in ihrem natürlichen Zustande sehen, um sich einen Be-

griff von ihrer fürchterlichen Wildheit zu machen. Ließen sich die Ungethüme dann und wann los, so war der Puma mit einem Sage auf dem nahen Baume und stürzte sich gleich darauf mit einer schrecklichen Unbändigkeits auf seinen Gegner, der ihn mit seinen gewaltigen Tagen empfing. Dieses Manöver wiederholte er mehrmals, und endlich gelang es ihm durch seine unglaubliche Behendigkeit, seinem Feind auf den Rücken zu springen und in's Genick zu packen, so daß wir die schwarze Jaguarette für verloren gaben. Doch diese mit gewaltiger Kraftanstrengung schüttelte ihren Todtfeind ab, und schlug ihre Tagen in dessen Brust. Dieß war die Krisis des Kampfes; es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe der Puma sich verloren gab und unter den wiederholten Wuthanfällen seines zornig gereizten Gegners verendete. Man kann sich nichts Grausenhafteres denken, als den Anblick des Ungethüms, das stets von Neuem über seinen erlegten Feind herfiel, die bluterhigten Augen umherrollen ließ und sein heiseres Gebrüll ausstieß. Der Sieger war jedoch auch nicht leer ausgegangen, sondern er blutete aus mehreren weit klaffenden Wunden. Das eine Vorderbein schien gänzlich gelähmt, und das schmerzhafteste Zucken desselben verrieth die gräßliche Verwundung. Wir hatten in höchster Spannung wohl eine Stunde lang dem Kampfe zugeschaut.

Nun war es von uns allerdings nicht großmüthig gehandelt, gegen einen fast wehrlosen Feind in die Schranken zu treten, und mein Gefühl sträubte sich fast, als wir uns zum Angriff gegen die Jaguarette rüsteten; allein wir durften das eben so schädliche als blutdürstige Raubthier nicht leben lassen, und unser Operationsplan war bald entworfen. Antonio sandte ihm einen Pfeil in

den Pelz, worauf das Thier von Neuem über seinen todtten Gegner herfiel, als ob dieser den Angriff gemacht hätte. Diesem Akte machte ich jedoch dadurch ein schnelles Ende, daß ich eine Kugel auf das Thier abschloß, und als es noch einige Sprünge machte, ihm die zweite Ladung gab. Köpfe und Lagen der beiden Raubthiere nahmen wir als Siegeszeichen mit.

Auf diesen Streifzügen gewährte es mir ein großes Vergnügen, den Indianer zu beobachten, der wie der Spottvogel alle Stimmen des Gervögels und der Vierfüßler mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit nachahmte. Bald lockte sein „Tararacca“ die Inlane herbei, bald antwortete er dem kleinen Kapuzineraffen auf eine so täuschende Weise, daß dieser dadurch verleitet wurde, aus seinem sichern Versteck von hohen Wipfeln in lustigen Sprüngen herabzukommen, und nun, statt von seinem Weibchen, von dem todtbringenden Pfeil Antonio's begrüßt wurde. Das Fleisch dieses Thieres war der größte Leckerbissen für den Indianer. Hatten wir uns um Mittag in den Schatten des Waldes hingestreckt und umringte uns die lautlose Stille, die um jene Zeit in den Wäldern des Südländes herrschend ist, wo Alles, Menschen und Thiere, zu ruhen scheint: so stieß mein Gefährte, bloß zu unserem Privatvergnügen, die rauhen abgebrochenen Töne der Unze (des Jaguars) oder einzelner Raubvögel aus, und dann verwandelte sich auf einmal die lautlose Stille des Waldes in einen Tummelplatz des Aufruhrs und der lebhaftesten Bewegung. Die Vierfüßler scheuchten von ihren Lagern auf und das grüne Laubdach des Waldes belebte sich von aufgeschreckten Vögeln. Die Thiere hatten die warnende Stimme ihrer Tyrannen gehört.

Als einen hervorstechenden Zug im Charakter des amerikanischen Wilden hat man seinen Gang zur Trägheit bezeichnet, und diese Beschuldigung erscheint allerdings nicht unbegründet, wenn man ihn dem süßen Nichtsthun tagelang sich hingeben sieht, bis Hunger und andere Bedürfnisse ihn wieder zur Thätigkeit aufstacheln. Dagegen muß man ihn auch wiederum auf der Jagd beobachten, und dann hat man ein von Lebensfülle und Thatenkraft strotzendes Bild der Unermüdlichkeit vor sich. Jeder Nerv, jede Muskel zeugt da von der Spannkraft seines Körpers, von einer Federkraft und Gelenkigkeit die sich weder durch das Dickicht, noch durch die Ströme, Wüsten und Gebirge abschrecken läßt.

Die stärkende, reine Bergluft, das erkräftigende Bad im Flusse, die beständige Bewegung im Freien, und dann die strenge Diät äußerte sehr bald ihren wohlthätigen Einfluß auf meine Gesundheit, und mein Gemüth wurde so heiter und vergnügt, wie es lange nicht gewesen. An solchen Tagen, wo wir daheim blieben, beschäftigte sich Antonio mit seiner Flechtereier, und ich präparirte Käfer, Schmetterlinge, Schlangen und anderes Gewürm. Es wurde die Eintönigkeit aus unserem Leben entfernt. Es war für uns immer ein neues erhabenes Schauspiel, wenn die Sonne im Osten erschien und ihr goldenes Licht über die Wälder ergoß. Jeder Gegenstand, worauf das Auge fällt, leitet auf eine neue Ideenreihe, erweckt frische Gefühle. Es liegt Etwas in dem erhabenen Schweigen der Wildniß, das lauter zum Menschenherzen spricht als gekünstelte Worte des Menschen. Wenn der Abendhimmel, von der untergehenden Sonne mit tiefem Purpur gefärbt, wie ein loderndes Feuer erglänzte und dann plötzlich wieder erbleichte, erzählte mir Antonio seine Er-

lebnisse und Abenteuer, während um uns die Fledermäuse schwirrten, nach denen der neunjährige Knabe des Indianers nicht ohne Erfolg seine Pfeile abschoss und sich so recht wacker im Pfeilschießen übte. Um diese Zeit ließ auch ein großer schwalbenartiger Vogel sein „Ibijau“, nach dem er benannt ist, hören. Dieser Vogel wird 18—21 Zoll lang; sein Gefieder ist schwarz, falb, braun und weiß melirt; seine Schwungfedern sind schwarz-falb gestreift, die Grundfarbe seines Stumpfschwanzes ist rostfarben, durch Braun schattirt. Er hat einen breiten gekrümmten Schnabel, dessen Wurzel mit Borsten besetzt und dessen Spitze zurückgebogen ist. Am Tage bewohnt er hohle Bäume, aber mit der Nacht wird er lebendig und flattert umher. Sein Geschrei klingt sehr melancholisch.

Man sieht, daß die Tage in der Wildniß Freuden mit sich führen, wovon ein Stubenmensch der Städte nichts weiß. Auf diese Tage folgt dann die Hochfeier der heiligen Nacht des Südhimmels mit seinem silberglänzenden Mond und den Myriaden von Sternen, Welt über Welten stehend. Die Sterne haben alle ein reineres Licht, einen helleren Glanz, und preisen die Wunder des Allerhöchsten, der groß ist und unerschöpflich in Seinen Werken!

Das Thonfressen der Urstämme.

Das Thonfressen der wilden Völkerstämme Brasiliens ist eine unter den vielen seltsamen Gewohnheiten, welche die Menschheit in ihrer Nahrungsweise zu Tage legt. Wenn einige Stämme in Ostindien edelhaft lüstern nach Leichen sind, und der Wohlgeschmack an gefallenem Thieren über den ganzen asiatischen Archipel sich verbreitet; wenn die Batta in Sumatra ihre eigenen Verwandten auffressen, damit das Fleisch durch Krankheit nicht verderbe, und der Siamese an eingemachten Ameisen seinen Gaumen ergötzt: so mögen auch die Urstämme der brasilianischen Wälder ihre Eigenheiten haben, unter welchen das Thonfressen allerdings eine der merkwürdigsten ist. Schon M. v. Humboldt hat diese Gewohnheit am Orinoco bemerkt; Spix und Martius haben sie am Amazonas gesehen, und sie ist allen Indierstämmen eigen, die bis zum südlichen Wendekreise hinab sich erstrecken. In den außertropischen Ländern des mittäglichen Amerika scheint diese Gewohnheit nicht vorzukommen, und je mehr die brasilianischen Urstämme mit der gesitteten Welt in Verbindung treten, desto mehr verschwindet sie oder wird im Verborgenen getrieben.

Man hat allerlei Vermuthungen aufgestellt, auf welche Weise das Thonfressen entstanden sei; wenn man aber die unsichere Lebensweise der Jägervölker betrachtet, so ist vielleicht die sicherste Deutung in häufig eintretendem Mangel an Nahrung zu suchen, wenn sie wider Vermuthen

auf der Jagd nicht glücklich gewesen. Wo heutzutage der sogenannte zahme Indier zum Jagen genöthigt wird, nimmt er einen kleinen Vorrath Mandioca, etwas getrocknetes Fleisch oder einige gekochte Fische auf den Weg; der wilde Indier aber hat diese Mittel nicht besessen, und aus Mangel an andern Nahrungsstoffen hat er vielleicht seinen Hunger mit zarter Erde gestillt. Das Wohlbehagen, das er nach dem Genuße der fremden Kost empfunden, mag andere zur Nachahmung angefeuert haben, und bald wurde der Thon ein beliebter Bissen. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß diese Gewohnheit auch auf einigen Inseln der Südsee und auf dem Festlande von Asien zu Hause ist, aber auch dort aus ähnlichen Ursachen entsteht. Die Eingebornen von Neu-Caledonien verschlingen Speckstein, und genießen aus Mangel anderer Nahrung die zarte Rinde einiger Pflanzen. In China wird bei eintretender Hungersnoth Steinmehl verschluckt, und es ist wahrscheinlich, daß diese Nahrung aus Kaolin besteht, das bekanntlich nichts Anderes als verwitterter Feldspath ist.

Abgesehen von Hunger, kann das Thonfressen auch als klimatisch betrachtet werden. Durch die Wärme zu schnellerer Auflösung sich hinneigend, wird die Nahrung zwischen den Wendekreisen rascher als in den nördlichen Ländern verdaut, und jeden Augenblick tritt eine Empfindung von Leere ein, die man in den gemäßigten Zonen nicht bemerkt. Ist man bei guter Gesundheit, so hat man in Brasilien fast jede Stunde Lust zum Essen, und kaum hat man sich gesättigt, so wird alsbald wieder der Hang nach frischer Nahrung rege. Gage sagt dasselbe von Mexiko, und Hennepin, Ulloa, Piso und Oviedo haben seine Angaben auch unter andern amerikanischen Himmels-

strichen bestätigt. In den Klöstern, sagt Dobrizhoser, werde den Geistlichen eine so ungeheure Portion Fleisch gereicht, daß wenigstens vier Deutsche und acht Italiener in ihrem Vaterlande damit gesättigt werden könnten. Auch in Brasilien wurde väterlich für sie gesorgt, denn der oberste Geistliche bekam täglich 12, die Ordensbrüder 6 Pfund Fleisch, mit Ausnahme der Fasttage. Daß solche Fleischmassen eben so wenig zur Erhaltung des Lebens erforderlich sind, als jene sechs Eimer Schlaftrunk einiger deutschen Geistlichen, bedarf keiner Erwähnung; aber auffallend ist es, daß jene Reisenden diese Erscheinung dem schlechten Gehalte der Nahrungsmittel in Amerika zugeschrieben haben, und daß selbst geschickte Aerzte in diesen Irrthum verfallen sind. Allerdings bietet das Fleisch in heißen Ländern die Nahrungstoffe nicht in demselben Grade als in kalten; allein die hauptsächlichste Ursache der größern Gehaltlosigkeit muß in dem vorwaltenden Streben nach schneller Zersetzung in- und außerhalb des Magens liegen; eine Eigenschaft, welche die Fleischspeisen zwischen den Wendekreisen im höchsten Grade besitzen. Nur die langsam sich lösenden Pflanzenstoffe sind die passendere Nahrung, um die menschlichen Kräfte im Gleichgewichte zu erhalten, weil sie ihrer Beschaffenheit nach der übermäßigen Absonderung in den Drüsengebilden entgegenwirken, während umgekehrt die Fleischspeisen den Reiz vermehren und den äußern Organen mit Gewalt zufließen. Darum halten sich die Bewohner heißer Länder hauptsächlich an Pflanzennahrung; und aus Mangel an einer solchen Nahrung mögen die Urstämme Brasiliens, welche an innerer Sehkraft dem Instinkte der Thiere sich nähern, den Thon als Erhaltungsmittel angenommen haben, der in seiner eisenführenden, zusammenziehenden Beschaffen-

heit dem schnell lösenden Prinzip entgegenwirkt. Deshalb ist der Thon eine Zuspeise in Verbindung mit andern Nahrungsmitteln geworden, und bei jedem Mahle werden von einigen Urstämmen auch ein Paar Unzen verschluckt. Wo durch krankhafte Zustände die Auflösung des Körpers vor der Zeit heranzunahen scheint, wird auch der Hang zum Thonfressen manchmal stärker, welcher nicht selten in gänzliche Vernachlässigung jeder andern Kost übergeht. Ein solcher Fall ereignete sich bei einem Indianer vom Stamme der Puré, welcher geraume Zeit unglaublich wenig vegetabilische und animalische Kost genoß, bis er endlich keine von beiden mehr berührte, und zuletzt bei fahlem, aufgedunsenem Gesicht und angeschwollenem Unterleibe den Geist aufgab.

Es ist übrigens nicht wenig bemerkenswerth, daß der Hang nach Erde in einigen Gegenden Brasiliens auch unter den Kindern der weißen und farbigen Bewohner sich äußert. Dieß wird besonders im Sertao von Contendas, in der Nähe des S. Francisco, beobachtet, wo sie den dortigen, oft salpeterhaltigen Mergel, und bisweilen auch die Kalkbekleidung der Wände verschlingen. Selbst andere Stoffe, als Holz, Kohlen oder Tuch, sind vor ihrem Heißhunger nicht sicher, und es erfordert große Aufmerksamkeit, sie davor zu bewahren, sollen sie nicht einem frühzeitigen Tode oder siechen Leben entgegeneilen.

Sechster Abschnitt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Peru. *)

In dem Leben des Peruaners mischt sich auf seltsame Weise die glühende Leidenschaftlichkeit und Leichtfertigkeit des Tropenländers, die altspanische Sitte und das Heidenthum des alt-indischen Inkareiches. Diese Mischung bietet ein höchst interessantes Schauspiel dar, aber auch ein höchst trauriges für den Christen, dem die rechte Bildung am Herzen liegt. Die Republik Peru hat sich von ihrem Mutterlande losgerissen und eine Menge von Revolutionskämpfen durchgemacht, — aber Alles vergebens, da es ihren Bewohnern an sittlicher Kraft gebricht.

Die Städte.

Alle Städte Peru's haben eine Familienähnlichkeit; die Hauptstadt Lima aber faßt in ihrem halb maurischen, halb spanischen Aussehen, in dem sorglosen, leichtsinnigen

*) Vgl. Ausland 1850, VII.

Grube, Bilder u. Sz. Amerika. (2. A.)

Charakter ihrer Bewohner, ihren lockern Sitten und in der Mischung der verschiedensten Racen die Charakterzüge aller andern Städte zusammen. In jeder Stadt findet man die Straßen unter rechten Winkeln gezogen und große Vierecke bildend, die *Guadras* heißen; überall findet man den großen *Mittelsatz*, auf dessen einer Seite die *Kathedrale* (Hauptkirche) und dessen anderer Seite das Regierungsgebäude steht, während gegenüber eine Reihe Häuser mit Arkaden (Bogengängen) sich findet, wo lauter Läden den untern Stock einnehmen, und meistens die Franzosen die Handelsleute sind.

Lima bietet diese eigenthümliche Anlage spanisch-amerikanischer Städte in großem Maasstabe dar. Sie liegt an einem zur Zeit der Schneeschmelze reißenden, aber im Winter fast wasserlosen Flusse, und wurde von Pizarro am 6. Januar 1545 gegründet. Ihr spanischer Ursprung verräth sich sogleich durch die Bauart ihrer großen luftigen Häuser, die fast alle an der Außenseite mit Freskogemälden geziert, und um den Erdbeben desto besser widerstehen zu können, nur einen Stock hoch sind. An den wenigen Häusern, die zwei Stockwerke haben, ziert ein ungeheurer Balkon die Vorderseite; die grünen Jalousieen daran sehen recht freundlich aus, und obschon diese Balkone drei Fuß weit in die Straße vorragen, gewähren sie doch einen malerischen Anblick.

Daß es in einer von Spaniern erbauten Stadt an Kirchen und Klöstern nicht fehlen darf, brauche ich dem Leser wohl kaum zu sagen; Lima hat deren im Ueberfluß. Die Kirchen waren vor Zeiten noch viel prächtiger als gegenwärtig, und zeigen noch zahlreiche Spuren der alten Herrlichkeit. Die Kathedrale hat einen der schönsten aus Holz geschnittenen Chöre, die man sehen

kann; San Pedro entfaltet einen Luxus von Gemälden und Vergoldungen, wovon sich ein Europäer, dessen Auge an die einfache Größe gothischer Kirchen gewöhnt ist und der nie etwas der Art sah, kaum eine Vorstellung machen kann. Neben diesen noch immer sehr reichen Kirchen zeichnen sich die Klöster aus durch die Großartigkeit ihres Baues und Umfanges. Das Kloster von San Franzisko nimmt allein ein ganzes Stadtviertel ein: es ist eine Reihenfolge von Gärten und viereckigen Höfen, längs welcher zierliche Arkaden die angenehmsten Spaziergänge bilden. Die Zellen öffnen sich an den oberen Gallerieen, die an den vier Fronten des Gebäudes hinlaufen, und zu denen man auf prächtigen Treppen hinanstiegt. Man zählt diese Zellen nach Hunderten; aber das sonst so bevölkerte Kloster ist jetzt nur noch von wenigen Mönchen bewohnt, welche traurig und bleich in den öden verfallenen Sälen umherirren. Die Klöster von St. Augustin und „von der Gnade“ sind nicht so groß als das von St. Franzisko, aber ebenso verödet. In der Kirche des heil. Augustin bemerkt man unter andern kostbaren Gegenständen die schönste Marmorstatue, welche Amerika besitzt: es ist die Bildsäule der heil. Rosa, von einer Schönheit der Arbeit, die dem Meißel Canova's alle Ehre machen würde.

Salons.

Allenthalben, beim Armen wie beim Reichen, findet man dieselbe gastfreundliche Aufnahme, dieselbe offene Vertraulichkeit, welche die spanische Sprache durch das nicht übersehbare Wort *confiansa* so gut ausdrückt. Zu einer bestimmten Stunde sind in Lima alle Salons eröffnet. Eine mitten im Zimmer aufgestellte Lampe, deren Schein in den Hof fällt, dem großen, der Straße zugekehrten Thor gegenüber, scheint dem Vorübergehenden anzudeuten, die Familie sei versammelt und bereit, die Besuche zu empfangen. Der Fremde kann ohne Scheu eintreten und braucht kaum vorgestellt zu werden; kommt man zum zweiten oder dritten Mal, wird man schon als alter Freund behandelt. Der spanische Charakter im häuslichen Leben ist übrigens stärker oder schwächer ausgeprägt, je nachdem man der Mitte der Stadt sich nähert oder von ihr sich entfernt. Gewisse Salons sind schon ganz europäisch; das Piano ist an die Stelle der Guittarre, und die italienische Musik an die Stelle der alten eintönigen Romanzen getreten. In den minder reichen Familien jedoch trifft man noch auf manche Ueberbleibsel der alt-andalusischen Gesellschaft und Ueberlieferungen aus der Zeit der Vizkönige. Ein Rest von altem Damast, dem letzten Zeugen verlorenen Wohlstandes, und einige Freskobilder müssen da oft die reichen Tapeten ersetzen, die von den durch das Erdbeben zerrissenen Mauern verschwunden sind. Einige schlechte Heiligenbilder zwischen den Spiegeln, deren Goldrahmen keinen Glanz mehr haben, einige Stühle, die in die Zeit des

Vizekönigs Amat hinaufreichen, ein runder Tisch, über welchem sich eine alte Blechlaterne wiegt: das ist die Ausmöblirung des „Salons“, dessen Fenster bei dem Mangel an Glasscheiben mit Stangen von gedrechseltem Holz versehen sind und durch dicke Läden jeden Abend geschlossen werden. Es gibt nichts Bescheideneres, als diese Wohnungen, und doch zeigen ihre Bewohner noch immer den Stolz der alten Eroberer, und tragen ihr Unglück mit spanischer Würde.

Prozessionen.

Die Prozessionen fehlen bei keinem kirchlichen Feste und sind recht eigentlich Volksfeste. Will man die Limerinnen in all' ihrer Anmuth und Lebendigkeit sehen, muß man die Straßen Lima's während einer glänzenden Prozession durchwandern. Die Saya-y-Manto gibt ihnen ein seltsames, aber interessantes Ansehen; ein seidener, meist schwarzer Unterrock bildet die Saya; darüber läßt ein reicher chinesischer Shawl seine langen Franzen fallen, aus denen die entblößten Arme hervorschauen. Ein dichter schwarzseidener Schleier, Manto, in Dreiecksform zusammengeschlagen und mit den Enden an der Taille befestigt, schließt die ganze Gestalt dermaßen ein, daß man nur ein Auge sieht. Dieß Kostüm, das die Frauen mit einer ächt südlichen Anmuth zu tragen wissen, ist den Tag über für die Gänge in die Läden oder für die kirchlichen „Funktionen“ (funciones de iglesia) gebräuchlich.

Abends aber, wenn die Betglocke geläutet hat, sieht man nicht Eine Sapa mehr in den Straßen: die Pariser Moden treten in ihr Recht, und werden vielleicht bald das Nationalkostüm verdrängt haben.

Unter den religiösen Festen Peru's ist das bedeutendste das der heil. Rosa, welche jetzt die Patronin Lima's geworden, seit der große Sankt Jakob mit der spanischen Flagge, die er nicht zu vertheidigen mußte, gefallen ist. Am Morgen des Tages beginnen die Glocken aller Kirchen das furchtbarste Glockenspiel, das je ein menschliches Ohr zerriß, denn die Limanischen Glocken haben nichts von jener ernstern Harmonie, welche bei uns ihren Tönen einen so hehren Klang verleiht. Man schlägt nämlich den Schwengel der Glocken gegen die Wände, anstatt die Glocke selbst in Bewegung zu setzen. Dieß geschieht gewöhnlich durch kleine Neger, die, wenn man sie an der Balustrade hängen und Grimassen schneiden sieht, für eben so viel kleine Teufel gelten könnten, welche das kirchliche Instrument zu quälen scheinen, damit es unter ihren Schlägen ächze und schreie. Dieß wunderliche Glockenspiel entzückt nichts desto weniger das nicht sehr heikle Ohr der Limaner; es ist ja die Ankündigung eines großen Festes, das sie immer entzückt, so oft es sich auch erneuern mag.

Schon sind die Altäre geschmückt, die Bilder der Heiligen aufgestellt auf ihren Tragbahren, und mit den reichsten Zierrathen bedeckt; die verehrten Reliquien der heil. Rosa liegen auf einem Sammetkissen. Die Menge erfüllt die Kirche, wo die Priester das Hochamt halten; aber bald öffnen sich die Thore, und nun kündigt ein Schwarm von Petarden und ein dreifaches Glockenspiel der ganzen Stadt den Auszug aus der Kirche an. In

den mit Blumen bestreuten Straßen, zwischen den Mauern der unter reichen Teppichen verschwindenden Häuser rückt der glänzende Zug langsam vor, begrüßt von tausend jungen, lachenden Köpfen, die sich von allen Balkonen herabbeugen. Zwei Reihen Soldaten können die Menge kaum zurückhalten. Eine lange Reihe von Mönchen mit Kerzen in der Hand eröffnet den Zug, und was für ungeistliche Mönche! man muß es selbst sehen, mit welchem Muthwillen die Topada's *) den ehrwürdigen Vätern mit Wort und Blick die tollsten Herausforderungen zuwerfen. „Wah! könnt Ihr denn gar nicht die Wachskerze halten?“ — „Eh! Picaro, Ihr habt Euch lange nicht sehen lassen; aber man weiß schon, wo Ihr steckt!“ Und der Mönch unterbricht manchmal seinen Gesang und läßt sich ganz gemüthlich mit der Topada in ein Gespräch ein; ist er jung, so lacht und schwätzt er mit ihr; ist er alt, so hält er ihr eine kleine Strafpredigt, in welchem Falle aber seine Bemerkungen oft schlecht aufgenommen werden: „Wah! Sennor Padre, glaubt Ihr, ich sei hergekommen, um zu beichten?“ Und leicht wie eine Gazelle flieht sie lachend davon, gefolgt von vier oder fünf Schwestern, Cousinen oder Freundinnen, die sie stets begleiten.

Indessen erscheinen die Bilder der Heiligen in ihrem ganzen Pompe. Jede der verehrten Statuen ruht auf einem ungeheuren Piedestal, das von acht oder zehn großen Negern getragen wird, von denen jedoch der reiche, goldbefranzte Vorhang nur die kräftigen Beine und nackten Füße erblicken läßt. Wenn der Zug anhält, strecken die von der Hitze halb erstickten unglücklichen Träger den

*) Verhüllte — so heißen die durch den Manto verschleierten Frauen.

Kopf zwischen den dicken Sammetvorhängen hervor, und lassen ihre großen Augen mit allen Zeichen des Erstaunens auf der Menge herumlaufen. Die Topada's aber haben für sie so wenig Mitleiden als Achtung vor den Mönchen; die Träger werden mit einem Hagel von Quodlibets empfangen, und ziehen bald die Köpfe unter die Teppiche zurück, um sich vor den Angriffen der Muthwilligen zu schützen. Endlich zieht die Statue der heil. Rosa die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Santa Rosa ist mit einem frischen Rosenkranz geschmückt. „Que bonida! que blanca!“ ruft man von allen Seiten, und Blumensträuße fliegen von allen Balkonen auf das geliebte Bild herab. Hinter der Heiligen kommt der Erzbischof mit der Hostie, und plötzlich tritt stumme Andacht an die Stelle der lärmenden Gespräche. Dann kommt der Präsident der Republik, gefolgt vom Staatsrath, den Generalen und allen höheren Offizieren im vollen Glanz ihrer gestickten Uniformen. Die ganze in Lima anwesende Truppe, etwa 2—3000 Mann, dient ihnen als Geleite. Hiezu kommt noch der pomphafte Zug der ganzen Volksmasse, eine lärmende buntscheckige Menge, wo der Indier mit dem Europäer, der Kreole mit dem Mestizen und der Mestize mit dem Schwarzen zusammen trifft. Die Frauen in Mantillen oder in Saya, verschleiert oder unverschleiert, ziehen mit. Als Rahmen zu diesem Gemälde denke man sich noch einen glänzenden blauen Himmel, die mit Fahnen geschmückten Häuser, die mit Zuschauern besetzten Balkone — und man bekommt eine Vorstellung von der malerischen Pracht, welche die lebhaftesten Vorliebe der Limaner für religiöse Feierlichkeiten erklärt. Daß dabei von einem tieferen Gefühl gar keine Rede ist, versteht sich von selbst; man

läuft zu einer Prozession wie zu einem Schauspiel, und Niemand denkt daran, in dem Kirchenpomp eine Veranlassung zu innerer Sammlung zu suchen.

Volksfeste.

Das merkwürdigste dieser Feste ist ohne Widerspruch das der Amancaëß; es umfaßt Alles, was die Limaner in ihren öffentlichen Vergnügungen suchen: Lärm, Gedränge, Bewegung, Tanz in freier Luft. Als ob er das Fest begünstigen wolle, verschleiert sich der in Peru gewöhnlich so warme und reine Himmel selbst in einen leichten Nebel. Die im Sommer nackten und öden Gebirge bekleiden sich binnen wenigen Tagen mit einem grünen Mantel; der Anblick des Landes wechselt wie unter einem Zauberstab, denn der Regen wirkt für diese dürrn Küsten wie eine wohlthätige Fee, und das durch eine mehrmonatliche Hitze vertrocknete Land scheint dankbar die feuchten Tropfen einzusaugen, welche von diesem glänzenden Himmel fallen, dessen unwandelbares Blau nur hie und da der Condor unterbricht.

Die für das Fest der Amancaëß gewählte Stelle ist eine der pittoresksten, die man in Amerika finden kann. Nicht ganz eine Legua von der Stadt, in einer Einbuchtung, die von den Hügeln gebildet wird, welche gewissermaßen die erste Stufe der Cordilleren bezeichnen, erstreckt sich ein grüner Rasen, auf dem während der Monate

Junius und Julius der Nachttbau eine Menge Blumen mit goldenen Staubfäden und lilienartigen Kelchen hervorlockt. Man kennt im Lande diese Blumen unter dem Namen „Amancaëß“.

Vom 24. Junius an zeigt die Hochfläche der Amancaëß das belebteste Schauspiel. Ein Eremit, der gleich nach der Eroberung sich hier niederließ und im Geruch der Heiligkeit starb, soll diesem Volksfest seine Entstehung gegeben haben. Wie dem auch seyn mag, sobald die Hochfläche grün wird, strömt die Bevölkerung von Lima dahin zu Fuß, zu Wagen und zu Roß. Nun herrscht auf den sonst so ruhigen Bergen ein betäubendes Drängen und Treiben. Buden von Brettern und Binsen erheben sich mit zauberhafter Schnelligkeit; man verkauft daselbst Brod, Fleisch, Früchte, namentlich aber Branntwein von Pisko, und Chicha, eine Art Maissbier, das die Indianer sehr lieben. Da und dort erheben sich Tanzsäle, die mit großen Blumenkränzen geschmückt sind. Der 24. Junius, der St. Johannistag, ist der große Festtag der Amancaëß. Vom frühen Morgen an ist der schmale staubige Weg dahin mit ganzen Schaaren bedeckt, die in mehr oder minder zahlreichen Gruppen von Freunden und Verwandten hinausziehen. Jede Gruppe (partida) führt Mundvorräthe und eine Guitarre mit sich. Ist die Partida zu Fuß, so nimmt einer der muntern Pilger die Guitarre zur Hand, stellt sich an die Spitze seiner Gefährten und stimmt nach bekannten Melodiceen einen Vers an, dessen Ende der Chor wiederholt, auf die Gefahr hin, eine Masse von Staub zu verschlucken, der durch den Strom der Fußgänger und Reiter auf der Straße aufgeregt wird. Männer und Weiber, Weiße, Neger, In-

dier, Mulatten, Sambos und Cholos,*) Alles zieht singend und lachend fort. Die ganze Bevölkerung Lima's scheint plötzlich wie vom Wahnsinn ergriffen. Hier hält eine vom Marsch ermüdete Partei am Rande des Weges an, um die Kraft durch reichliche Schlücke Pisco wieder zu gewinnen. Dort erheben sich auf einer übermäßig beladenen Karriole, die von zwei dürrn Pferden mühsam fortgezogen wird, stolz einige Sambas in großem Schmuck, den Shawl gleich dem Mantel eines Caballero (Ritter-Edelmanns) über die Schultern geschlagen. Endlich rennen die Ginetes (Reiter) auf hohen Sätteln und die Füße in ungeheuren Steigbügeln begraben mit verhängtem Zügel gegen die ruhig Fortwandernden heran, und wenn die dampfenden Mästern der Pferde fast deren Rücken streifen, wenden sie durch einen kräftigen Ruck des Zügels ihre Pferde um, und sprengen dann zur großen Verwunderung der Menge, wie zum Schrecken derer, die an solche Reiterkunststücke nicht gewöhnt sind, wieder davon. Wehe dem Reiter, der auf seinem Pferde nicht fest sitzt und sich unklugerweise in einen solchen Wirrwarr hineinwagt. Kaum ist er in der Pampa (Ebene) angekommen, und reitet ruhig in seinem Paso**) fort, so tönt

*) Die Eltern: Weißer und Negerin, Kind: Mulato.

Weißer u. Indianerin, „ Mestizo.

Indianer u. Negerin, „ Chino.

Weißer u. Mestiza, „ Creole.

Weißer u. Mulata, „ Quarteron.

Weißer u. Quarterona, „ Quinteron.

Weißer u. Quintera, „ Weißer.

Neger mit Mulata „ Zambo negro.

u. s. f.

**) Eine eigene Gangart, wobei das Pferd den linken Vorder- und Hinterfuß, dann den rechten Vorder- und Hinterfuß zugleich erhebt. Der eigentliche Trab ist diesen Reitern zu beschwerlich.

ein Schrei hinter ihm und der stampfende Galopp eines Pferdes; ehe er Zeit hat, auch nur den Kopf zu drehen, fühlt er sich in der Mitte des Körpers von einem ehernen Arm umfaßt, von irgend einem Sambo wie eine Feder aus dem Sattel gehoben und auf den Hals des eigenen Pferdes gesetzt, ohne daß deßhalb im Rennen eingehalten würde. Hat nun der amerikanische Riese seine Geschicklichkeit und Stärke genugsam bewundern lassen, so setzt er den armen Reiter ruhig auf die Erde nieder mit der Einladung, künftig fester im Sattel zu sitzen. Widersteht zufälligerweise der Ginete dem ersten Angriff, so entspinnt sich ein kurzer rascher Kampf zwischen beiden Reitern. In den Steigbügeln stehend, den Körper leicht vorwärts gebeugt, fassen sie sich, zerren an einander und suchen sich aus dem Sattel zu ziehen, während beide Pferde, neben einander fortrennend und durch die Anstrengungen ihrer Herren selbst angefeuert, mit aller möglichen Geschwindigkeit davonfliegen und bald unter dichten Staubwolken verschwinden.

Endlich sind wir auf der Hochfläche der Amancaes. Männer und Weiber sind ab- und ausgestiegen, der erste Augenblick der Verwirrung ist vorüber, die Pferde sind ausgespannt und an die Wagenträder angebunden, wo sich dann bis zum Ende des Tages Niemand mehr um sie bekümmert. Es sammeln sich nun die Partidas, die Freunde finden sich zusammen, man breitet die Lebensmittel auf dem Grase aus, und die Biguola mit ihren schnarrenden Tönen läßt die ersten Akkorde zur Zambacueca (dem Volkstanz) vernehmen. Dieser Tanz, der einzige, den das Volk in Peru kennt, verdient vielleicht etwas näher beschrieben zu werden. Das Orchester, von der einfachsten Art, besteht unabänderlich aus der Gui-

tarre, die einer der Anwesenden mit einem wirklich bewundernswerthen Muthe aus allen Kräften bearbeitet und mit seiner oft gar nicht harmonischen Stimme begleitet. Neben dem Guitarrespieler steht ein zweiter Musiker, der eine eingeschlagene Schachtel zwischen den Füßen hat, noch unbarmherziger singt und mit seinen Händen den Takt auf die improvisirte Pauke schlägt. Auf diesen lärmenden und unwiderstehlichen Einladungsruf tritt alsbald ein mehr oder minder schwarzer Sambo in den Kreis, welchen die Zuschauer gebildet haben, und wählt, den Poncho nachlässig um die Schulter geschlungen, mit europäischer Artigkeit die Dame aus, mit welcher er zu tanzen wünscht, denn an feinen Sitten will sich dabei kein Schwarzer schlecht finden lassen; wie sich ein Caballero benimmt, hat er von einem Weißen sorgfältig abgesehen, und zeigt nun das Conterfei solcher Bildung mit hoher Wichtigkeit. Seine Erwählte ist gewöhnlich eine schwarze Samba mit glühenden Augen und schlankem Wuchs, weißen Zähnen und langen Haaren, die in zwei Zöpfen auf ihre Schultern fallen. Aufrecht einander gegenüber, die Linke stolz in die Hüfte gestemmt, warten sie, daß die Musik ihnen die Signale gibt. Bei den ersten Klängen der Guitarre, bei den ersten freischenden Tönen der Musiker beginnen Beide, den Körper leicht geneigt und in der rechten Hand zierlich die Tücher schwingend. Anfangs sind es langsame, noch nicht sehr belebte Schritte, wobei der Tänzer mit scheuer, bittender Miene seine Tänzerin zu verfolgen scheint, die ihn verächtlich anschaut und wie eine Sylphide flieht, indem sie sich um ihn herumdreht. Er aber, ohne sich abschrecken zu lassen, verfolgt sie in allen Windungen, die der Tanz ihm vorschreibt; bei jeder neu beginnenden Bewegung steht er

ihr gegenüber und nähert sich ihr immer mehr; das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in mehr abgestoßenen, rascheren Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Rufe zu folgen. Das Orchester selbst, als nähme es Theil an dem Kampf, scheint lebendiger zu werden, und spielt in immer rascheren Weisen, in stets wilderem Rhythmus. Mit glühendem Gesicht, die Stirn mit Schweiß bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem eintönigen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustößen. Die Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und nehmen am Spiel den lebhaftesten Antheil. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, sie biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen, umsonst! ihr Tänzer erwartet und drängt sie, erschöpft und keuchend weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, und unter dem wilden Beifallsgeschrei der Menge läßt sie das Tuch fallen, zum Zeichen ihrer Niederlage.

Die Zambacueca wird noch häufig in Peru getanzt, ja in vielen Salons von Arequipa, Cusco und den inneren Städten ist es der einzige Tanz, den man kennt. Durch den Anstand gemäßigt ist er hier eine Art schöner, leichter und rascher Pantomime geworden, welche die Biegsamkeit und Anmuth des Körpers in vollem Maasse zeigt. So ist aber nicht die Zambacueca, wie sie bei den Amancaes getanzt wird, namentlich am Abend, wenn der Pisco-Brantwein rasch gekreist hat, und die Köpfe durch die Hitze und den Lärm erhitzt sind. Allmählig geht das Fest zu Ende; man sammelt sich um einen Stein oder eine Rasenbank, die aus der Stadt mitgenommenen Vor-

räthe werden mit einem lockenden Luxus ausgebreitet, namentlich kaltes Fleisch, gewürzt mit rothem Pfeffer oder Aji, der eine nicht amerikanische Rehle wie eine Kohle verbrennt. Gebackene Fische, deren Geruch sich weit umher verbreitet, scheinen die Gäste anzulocken; Brod, gekochter Mais und Chicha, die in einem ungeheuren, mehrere Maaß haltenden Glase zirkulirt — endlich der weiße Branntwein von Pisco, über den ihnen gar nichts geht. Schlendert man an einem solchen peruanischen Bankett vorüber, wo es lärmend und lustig zugeht, wie bei Schülern an einem Ferientage, so wird man höflich eingeladen sich zu setzen, *lo poco que hay* (das Wenige, was da ist) zu theilen; es wird willig geboten. Weigert man sich, so steht eine Frau auf, nimmt eine Piscoflasche in die eine, ein kleines Glas in die andere Hand, und tritt einem entgegen mit den Worten: *Usted tomara con migo, caballero* (trinken Sie mit mir, mein Herr!). Dießmal ist schwer auszuweichen, weil es die größte Unhöflichkeit wäre, nicht Bescheid zu thun. Man nippt also leicht von dem kleinen bis an den Rand gefüllten Glase, und entschuldigt sich als Fremder, daß man nicht an so starke Getränke gewöhnt sei. Je weniger man getrunken hat, desto verächtlicher wird man aber angeschaut.

Endlich gegen 5 Uhr, wenn die Sonne sinkt und die erste Kühle der Nacht sich fühlbar macht, schlägt die lustige Schaar gemach den Rückweg nach Lima ein, in derselben Ordnung oder vielmehr Unordnung, wie sie am Morgen kam. Eine dicke Staubwolke zieht sich unter den Füßen der Menge von den Bergen bis nach der Stadt. Die besten Reiter auf blumenbehängten Pferden, die im Galopp bis auf Alameda sprengen, sind

ihr gegenüber und nähert sich ihr immer mehr; das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in mehr abgestoßenen, rascheren Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Rufe zu folgen. Das Orchester selbst, als nähme es Theil an dem Kampf, scheint lebendiger zu werden, und spielt in immer rascheren Weisen, in stets wilderem Rhythmus. Mit glühendem Gesicht, die Stirn mit Schweiß bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem eintönigen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustößen. Die Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und nehmen am Spiel den lebhaftesten Antheil. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, sie biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen, umsonst! ihr Tänzer erwartet und drängt sie, erschöpft und keuchend weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, und unter dem wilden Beifallsgeschrei der Menge läßt sie das Tuch fallen, zum Zeichen ihrer Niederlage.

Die Zambacueca wird noch häufig in Peru getanzt, ja in vielen Salons von Arequipa, Cusco und den inneren Städten ist es der einzige Tanz, den man kennt. Durch den Anstand gemäßigt ist er hier eine Art schöner, leichter und rascher Pantomime geworden, welche die Biegsamkeit und Anmuth des Körpers in vollem Maasse zeigt. So ist aber nicht die Zambacueca, wie sie bei den Amancaes getanzt wird, namentlich am Abend, wenn der Pisco-Brantwein rasch gekreist hat, und die Köpfe durch die Hitze und den Lärm erhitzt sind. Allmählig geht das Fest zu Ende; man sammelt sich um einen Stein oder eine Rasenbank, die aus der Stadt mitgenommenen Vor-

räthe werden mit einem lockenden Luxus ausgebreitet, namentlich kaltes Fleisch, gewürzt mit rothem Pfeffer oder Aji, der eine nicht amerikanische Rehle wie eine Kohle verbrennt. Gebackene Fische, deren Geruch sich weit umher verbreitet, scheinen die Gäste anzulocken; Brod, gekochter Mais und Chicha, die in einem ungeheuren, mehrere Maaß haltenden Glase zirkulirt — endlich der weiße Branntwein von Pisco, über den ihnen gar nichts geht. Schlendert man an einem solchen peruanischen Bankett vorüber, wo es lärmend und lustig zugeht, wie bei Schülern an einem Ferientage, so wird man höflich eingeladen sich zu setzen, *lo poco que hay* (das Wenige, was da ist) zu theilen; es wird willig geboten. Weigert man sich, so steht eine Frau auf, nimmt eine Piscoflasche in die eine, ein kleines Glas in die andere Hand, und tritt einem entgegen mit den Worten: *Usted tomara con migo, caballero* (trinken Sie mit mir, mein Herr!). Dießmal ist schwer auszuweichen, weil es die größte Unhöflichkeit wäre, nicht Bescheid zu thun. Man nippt also leicht von dem kleinen bis an den Rand gefüllten Glase, und entschuldigt sich als Fremder, daß man nicht an so starke Getränke gewöhnt sei. Je weniger man getrunken hat, desto verächtlicher wird man aber angeschaut.

Endlich gegen 5 Uhr, wenn die Sonne sinkt und die erste Kühle der Nacht sich fühlbar macht, schlägt die lustige Schaar gemach den Rückweg nach Lima ein, in derselben Ordnung oder vielmehr Unordnung, wie sie am Morgen kam. Eine dicke Staubwolke zieht sich unter den Füßen der Menge von den Bergen bis nach der Stadt. Die besten Reiter auf blumenbehängten Pferden, die im Galopp bis auf Alameda sprengen, sind

der Vortrab dieses unordentlichen Zuges. Die ganze vornehme Gesellschaft in den reichsten Toiletten kommt dem Zuge bis vor die Stadt entgegen. Zwei lange, von Maulthieren gezogene Wagenreihen ziehen sich rechts und links unter den Bäumen der Promenade hin, und in der Mitte füllt lawinengleich die wirre lärmende Masse den Raum. Lachend, singend, tanzend zieht letztere vorüber unter dem Klang der Biguolas, die sich auf allen Seiten vernehmen lassen. Uebrigens sieht man in dieser bunten Menge während der ganzen zehn Stunden, in welchen sie sich in voller Freiheit bewegte, niemals einen Kampf, ein Gebalge, nicht einmal ein Wortgefecht, vor Allem aber niemals das schimpfliche Schauspiel der Trunkenheit, das in Europa nur allzuhäufig die Volksbelustigungen begleitet. Eine gewisse Ordnung herrscht selbst in der Unordnung; niemals ist auch nur die mindeste Polizei nöthig, um die Ordnung zu erhalten. Die Peruaner sind ruhigen, sanften Charakters, der wohlgekleidete Mann kann sich ohne alle Besorgniß in die Feste und Belustigungen des Volks mischen und der Indianer fühlt sich sogar hochgeehrt, wenn der Weiße sich zuweilen unter die Menge mischt; er grüßt ihn höflich, und wenn ein Caballero in einem der zahlreichen Kreise, die sich um die Zambacueca-Tänzer bilden, blicken läßt, wird ihm sogleich der beste Platz eingeräumt. Es ist dieß eine schweigende aber selbstverständene Huldigung für die Aristokratie der Race und Farbe.

Um einen so wohl ausgefüllten Tag würdig zu schließen und ja nichts zu versäumen, begeben sich die Unermüdetsten auch noch in die äußersten Vorstädte Lima's in einige Chingana's (Gasthäuser), wo der Tanz

von Neuem beginnt und oft bis tief in die Nacht hinein dauert. Die Chicha und der Pisco kreisen hier eben so reichlich wie am Morgen. Dann beginnt, namentlich unter den Negern, die Zambacueca mit größerer Wuth als je; weit in die Runde hört man die wirren Stimmen und das tolle Stampfen dieses infernalischen Orchesters. Sieht man die schwarzen, von zwei schlechten an die Mauer geklebten Lichtern halberleuchteten Gesichter, die Piscogläser, die von Hand zu Hand gehen, hört man die Aufrufe, das Beifallgeschrei, die wilden Töne, die aus jeder Brust sich entringen — so denkt man unwillkürlich an die Geister der Hölle.

Diese den Limanern so werthvollen Volksfeste und religiösen Feierlichkeiten bieten gewiß ein glänzendes Schauspiel; der Europäer aber, welcher ruhigen Blutes diese lachende, sorglose Bevölkerung betrachtet, kann sich beim Anblick dieser Bilder einer gewissen Traurigkeit nicht erwehren. Welcher Unterschied — fragt er — zwischen dem republikanischen „freigewordenen“ Peru, und dem unter den Vizekönigen? Ist es nicht noch derselbe Geschmack für Spektakel, äußeren Pomp und Augenvergnügungen? Haben die Bürger der peruanischen Republik auch nur Einen Schritt vorwärts gethan, um ihr Privatleben zu veredeln und ernstere Pflichten zu üben? Vergebens suchst du in den größeren Städten Perus irgend eine geistige Anregung, eine Spur von bedeutender Thätigkeit, die auf die Zukunft gerichtet ist. Es zeigt sich hier wie überall, daß der Sinn für das Höhere und Höchste nicht von der Staatsform abhängt, wohl aber allein fähig ist, ein Volk zu heben und zu fördern.

Auch im Innern des Landes ist es trostlos genug, wie du gleich sehen wirst.

Eine Wanderung in die Cordilleren.

Der Europäer, welcher den gebirgigen Theil Peru's besuchen will, muß sich auf alle Arten von Mühseligkeit und Entbehrung gefaßt machen. In den fast wüsten Landstrichen, die man durchzieht, wo nur einige Indianerhütten hier und da auf den Bergen zerstreut sich finden, stößt man oft nach einem ganzen auf dem Pferd zugebrachten Tage kaum auf ein elendes Posthaus, wo man übernachten könnte. Diese Posthäuser sind schlechte mit Stroh gedeckte Hütten, an denen eine Ochsenhaut, die über einem rohen Gestell ausgespannt ist, als Thür dient. Im Innern läuft rings umher eine etliche Zoll hohe Bank von Erde, die als Schlafplatz dient; und in der Mitte vertritt eine andere etwas höhere Bank die Stelle des Tisches, auf dem Jeder seine mitgebrachten Lebensmittel niederlegt, oder sich Chupe aufstischen läßt, falls die Ingredienzien dazu, getrocknetes Fleisch und Kartoffeln, sich im Posthause finden. In den Bergen um die Hütte her irren fünf oder sechs schlechte, zusammengerrittene, magere Pferde, deren Rücken mit großen Wunden bedeckt ist, und welche die Indier zu einem Real für die Legua *) vermietthen, nebst einem Medio

*) Drei g. Groschen für die Meile.

(Halbreal) für den Postillon, der dem Reisenden folgt oder vielmehr immer vorausgeht, um das Pferd von der nächsten Post wieder zurückzuführen.

Das sind die Hilfsmittel, welche das Innere von Peru dem Reisenden darbietet; man muß also nicht bloß seine eigenen Pferde bei sich haben, sondern Alles mit sich nehmen, namentlich sein Bett, wenn man nicht auf dem nackten Boden schlafen will, sein Brod, seinen Wein, und selbst seine Kerzen, wenn man nicht Abends in dem unglücklichen Rancho, in welchem angehalten wird, ohne Licht zu bleiben Lust hat. Ein Indier dient als Führer und Bedienter zugleich auf der Reise. Er besorgt die Maulthiere und führt das, welches das Gepäck trägt, an seinem Lasso nach. Die Ausrüstung des Reisenden ist folgende: Ein Strohhut aus Guayaquil mit niederem Kopfe und breitem Rand wird unter dem Kinn durch einen Gaden befestigt, dunkelblaue Brillen schützen die Augen gegen den Widerschein der Sonnenstrahlen von der Schneefläche und manchmal schützt noch ein Schleier das übrige Gesicht. Ueber die Schultern hängt der wohlbekannte Poncho herab, und große Ledergamaschen werden mit Riemen über dem Knie festgebunden und schützen die Beine des Reiters vollkommen. Auf den Sattel wird ein künstlich bereiteter Wolleppich, Pellon genannt, oder auch einfach ein an der Innenseite gegerbtes, noch mit der Wolle versehenes Hammelfell gelegt. Ungeheure Steigbügel schließen den ganzen Fuß ein. Das ist die feststehende Ausrüstung des Reisenden in den Anden. Obwohl man diese Gebirge zu allen Jahreszeiten durchziehen kann, so sind doch die Monate April und September, d. h. die Zeit vor und nach der Schneeschmelze die günstigsten. Etwas früher oder spä-

ter ist der Weg nicht ganz ohne Gefahr, sowohl wegen der Stärke und des Ungefühls der Waldbäche, die sich plötzlich in den Schluchten bilden, als auch wegen des schlechten Zustandes der Wege, welche sodann durch den Regen aufgeweicht sind oder unter einem ungeheuren Schneemantel ganz verschwinden.

Uebrigens ist die Straße oft sogar in der guten Jahreszeit fast ungangbar. Kaum ist man von Lima entfernt, so scheint sich die Natur plötzlich umzuwandeln, die Thäler verengen sich und verschwinden allmählig, und die Wege sind nur noch schlechte Pfade, die sich mühsam durch die Schluchten hinschlängeln. Kaum ist man einige Stunden marschirt, so befindet man sich schon in einer Einöde, und mit jedem Schritt scheint das Land nackter und wilder zu werden. Bald ist es eine enge, tiefe Schlucht, welche sich wie das seit Jahrtausenden ausgetrocknete Bett eines Waldstromes hindehnt, und auf allen Seiten durch einen Wall rother Berge eingeschlossen ist. Die Sonne, welche senkrecht auf den feinen Sand niederscheint, der gleich einem Spiegel die Strahlen zurückwirft, macht bei Tage die Schlucht zu einem wahren Glühofen; mitten unter den Steinen wachsen bloß einige Cactus, sonst kein Lebenszeichen, kein Vogel, kein Insekt ist zu sehen, Alles hat diesen dürrn, glühenden Boden verlassen, wo man bei jedem Schritt auf Leichen von Maulthierern stößt, die hier vor Hitze und Anstrengung umgekommen sind, und deren bleichende Gebeine dem Reisenden gleichsam zum Wegweiser dienen. Bald stößt man auf Berge, wo der senkrecht über einen Abgrund hinlaufende Weg so schmal und zugleich so gewunden ist, daß Kopf und Hals des Maulthiers über den Rand hinaus in's Leere reichen.

Hier und da erreicht der Reisende Gipfel, von denen aus er das Ganze des Landes in seiner malerischen Gestalt überseht; — überall Schluchten, welche gleich ungeheuren Rissen die in schauderhafter Unordnung übereinander gehäuften Massen scheiden; in der Ferne ein Nebelmeer, aus welchem hier und da dürre, nackte Ketten heraussehen; am Fuße dieser Rämme neue, zwischen die Berge eingezwängte, gleichsam erdrückte Schluchten, deren Seitenwände sich zu berühren scheinen, und von gewaltigen Felsen oft zusammengehalten oder von tosenden Wildbächen durchfurcht werden.

Unter solchen Aufregungen und Anstrengungen verfloßen die ersten Tage meiner Reise nach den Cordilleren; ich war endlich am Fuße ihrer Gipfel angekommen. Es war etwas nach Mitternacht, als ich nach einigen in einer Indianerhütte zugebrachten Stunden mein Maulthier bestieg und mich auf den Weg machte, um die höchsten Gipfel, die mich von dem Ostabhange trennten, zu übersteigen. Zwei in diesem Theil der Cordilleren gelegenen Dörfer, Pasco und Vilque, zogen mich hauptsächlich an; das eine ist jedes Jahr der Schauplatz einer religiösen Feier, die ich gern mit den glänzenden Prozessionen Lima's verglichen hätte, das andere ist berühmt durch einen Markt, der für die Gebirgsbevölkerung daselbe ist, was das Fest der Amancaes für die Limaner. Meine Absicht war, den indischen Theil der peruanischen Gesellschaft eben so genau zu beobachten, wie ich zu Lima den spanischen studirt hatte.

Im Augenblicke meiner Abreise war die Kälte sehr empfindlich, und doch konnte ich wegen des schwierigen Wegs nur langsam fortkommen. Zum Glück begünstigte mich ein prächtiger Mondschein, und die blassen Strah-

len, die durch den Schnee der großen Pifs zurückgeworfen wurden, beleuchteten mit einem milden Schimmer die um mich angehäuften Massen. Wir haben in Europa keine Nächte, die sich an Klarheit und Reinheit des Himmels mit diesen prachtvollen Nächten in den Cordilleren vergleichen ließen. Tausende von Sternen machen aus der Nacht eine helle Dämmerung. Manchmal sah ich aus der Tiefe einer Schlucht den weißen Schaum eines Waldstroms über Felsen stürzen, der Ton schlug dumpf und klagend an mein Ohr, und über den Wassern sah man einen schwarzen Punkt — das war die Brücke von Baumästen, die mir den Weg zeigte und die ich überschreiten mußte. So kam ich gegen Morgen auf dem Kamme der Cordilleren an; rings um mich erhoben sich ungeheure Gipfel, zum Theil noch viel höher, als der Punkt, auf welchem ich mich befand, zum Theil unter mir aufgehäuft, wie die festgewordenen Wogen eines Meeres. Der Himmel war klar, die Luft scharf und rein. Leider konnte ich dem großartigen Anblick, der mich umgab, nur wenig Augenblicke widmen. Mein Führer mahnte mich, zu eilen, denn es sei nicht wohlgethan, den Mittag auf den Höhen der Cordilleren abzuwarten, da Nachmittags sehr oft die furchtbaren Alpengewitter losbrechen. Dann werden die Berge von unermesslichen Schneewirbeln ganz eingehüllt; der Wind rollt und peitscht den Schnee mit solcher Gewalt, und dieser Schnee selbst ist so dicht, daß es durchaus unmöglich ist, auch nur einige Schritte weit vor sich zu blicken; jeder Weg, jeder Pfad verschwindet, man hört bloß das abgestoßene Rollen des Donners, man sieht nur den rothen Schein der Blitze durch den vom Orkan gepeitschten Schneewirbel zucken. Ich habe diese großen

Ungewitter in den Cordilleren zweimal erlebt, das ist ein Anblick, den man nie vergißt.

Ich befand mich nun etwa 14,000 Fuß über dem Meere. Die Luft war so dünn, daß sie kaum zum Athmen hinreichte, selbst die Maulthiere mußten jeden Augenblick anhalten. Man hat bemerkt, daß diese Verdünnung der Luft Nachmittags noch stärker ist als Morgens, ja sie ist manchmal so stark, daß Reisenden das Blut aus Nase und Ohren dringt. Noch viel häufiger tritt aber ein allgemeines Unbehagen ein, begleitet von starken Kopf- und Magenschmerzen, eine Art Seerkrankheit, die fast alle diejenigen ergreift, die zum ersten Mal über die Cordilleren gehen. Die Indianer nennen dieß Uebelbefinden *Soroche*, schreiben es aber nicht bloß der Verdünnung der Luft, sondern auch den metallischen Gasen zu, welche die Sonne in diesen Gebirgen entbinde.

Endlich begann ich hinabzusteigen, aber der Ostabhang bietet auch zahlreiche Absätze dar. Die großen Gebirge sind nicht aus einem einzigen Guß hervorgegangen; an ihrem Gipfel wie an ihrem Fuße bestehen sie aus einer Menge kleinerer Gebirge, deren Rämme sich amphitheatralisch übereinander erheben, so, daß, wenn man in eine Schlucht von mehreren hundert Fuß hinabgestiegen ist, man wieder Höhen entdeckt, die man hinanklettern muß, um dann aufs Neue hinabzusteigen. So geht es mehrere Legua's fort. Aber der Ostabhang ist doch wesentlich von dem Westabhang verschieden: minder durch einander geworfen, minder von Schluchten zerrissen enthält er zwischen seinen einzelnen Rämmen beträchtliche Ebenen, die von zahlreichen ostwärts strömenden Bächen durchschnitten sind. Diese Ebenen bilden

die Quellen der großen Ströme, die den amerikanischen Continent durchziehen, um sich in's atlantische Meer zu ergießen. Die Ströme selbst haben ihre Wiege in Teichen und kleinen See'n, die durch das Schmelzen des Schnee's gebildet werden, und zwischen den höchsten Piken der Cordilleren ruhen. — Schaaren wilder Gänse mit weißem Körper und schwarzen Flügeln, ruhige Bewohner dieser öden Orte, flogen bei meiner Annäherung auf und ließen sich in geringer Entfernung wieder nieder. Manchmal streckte ein Vicunna-Schaf von der Höhe eines Felsens herab seinen langen Hals gegen mich aus, betrachtete mich halb erschreckt, und floh dann in die Berge. Weiterhin fressen gezähmte Lama's das spärliche Gras zwischen den Steinen ab, heben kaum den Kopf auf, wenn man vor ihnen vorbeikommt, und fahren dann zu grasen fort. Diese Thiere kündigen die Nähe von Menschen an. In der That, kaum hatte ich die erste Lamaherde angetroffen, als ich auch gleich darauf einige indische Hütten erblickte, deren Schwelle gewöhnlich nur von einigen Kindern in Lumpen bewacht war. Diese Kleinen spielten mitten unter einer Schaar magerer, hungeriger Hunde im Staube. Man muß in diese Hütten getreten seyn und den Mahlzeiten der Einwohner beigewohnt haben, um zu wissen, wie menschliche Wesen — ich darf nicht sagen leben, sondern — in der Verthierung fort vegetiren können. Die Hütte hat meistens nur einen, kaum etliche Quadratfuß großen Raum; das kegelförmige, aus Zweigen gefertigte und mit einem langen, in den Cordilleren sehr gewöhnlichen Grase bedeckte Dach gibt ihr von ferne das Ansehen eines großen Bienenstocks; die Thüre ist so niedrig, daß man häufig nur auf allen Vieren hineinkommen kann.

Im Hintergrund der Hütte ist ein kleiner Ofen aus Thon, in dem man aus Mangel an Holz mit Gras und Schafmist Feuer macht. Zwei schlechte vom Rauch geschwärzte Gefäße bilden den ganzen Hausrath; in diesen Töpfen kocht man, mit vielem Pfeffer, Mais, Kartoffeln, zuweilen auch wohl ein an der Sonne getrocknetes Stück Hammel- oder Lamasfleisch. Das ist der Chupe — ich glaube, das einzige indische Nationalgericht. An Festtagen tödtet man indische Ratten, welche die Indianer sehr gern essen und die sich in allen Rancho's in Menge finden. Neben dem Ofen ist eine Art Bank von Erde; diese Bank ist mit Schaffellen gedeckt und das gemeinsame Bett der Familie, auf welchem Vater, Mutter und Kinder in ihre Poncho's gewickelt sich ausstrecken, und dadurch, daß sie eng an einander rücken, gegen die Kälte der Cordilleren sich schützen.

So leben und sterben Tausende von Unglücklichen im Innern von Peru. Nur einmal im Jahre, vielleicht um das Glend, das sie drückt, wenigstens auf einen Tag abzuschütteln, feiern sie Orgien und geben sich Ausschweifungen hin, denen nichts gleichkommt. Ich habe während meines Aufenthaltes in der Sierra mehreren solchen Festen beigewohnt; sie haben etwas Bizarres und Heidnisches, das sich seltsam mit dem christlich-katholischen Glauben dieser bekehrten Indianer mischt, und nur eine Fortdauer der indischen Gögendienerei beweist.

Namentlich zu Pasco fiel mir dieser Gegensatz und diese Vermischung zwischen dem katholischen Glauben und den religiösen Festen der Indier auf. Pasco ist ein kleines Dorf mit trübseligen, schmutzigen Straßen, mitten zwischen den reichsten Silberminen Peru's erbaut, weshalb es auch bei gewissen religiösen Feierlichkeiten einen

barbarischen Luxus entfaltet, den man auf keinem andern Punkte in den Cordilleren wieder findet. Ich wohnte einem solchen Feste bei, und hatte Gelegenheit zu sehen, wie die Indier in einer Stunde roher Völlerei die Frucht mehrerer Monate, die sie in saurer Arbeit unter der Erde zugebracht hatten, völlig vergaßen und vergeudeten.

Vom frühen Morgen an herrscht im Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung; von allen Seiten eilen die Indier in ihre schönsten Poncho's gehüllt herbei, die Minenarbeiten ruhen überall, die Kirche ist mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt, und die Glocken kündigen lärmend das Fest des Patrons von Pasco an. Bald wird die Masse zahlreicher und dichter. Ueberall sind rohe Tische auf dem öffentlichen Plage aufgeschlagen; man verkauft Chupe, geröstetes Fleisch, Brod, Chicha und namentlich Branntwein. Die Indier lagern sich lärmend um diese Tische her, und beginnen in Erwartung der Prozession, die herauskommen soll, tüchtig zu trinken. Plötzlich wird durch eine kreischende Musik das Signal zum Feste gegeben. Schaaren von maskirten Männern durchziehen unter seltsamen Sprüngen und den mannigfaltigsten Körperverdrehungen die Straßen; fast alle stecken in alten Uniformen und tragen große Federhüte, die der staubigen Garderobe irgend eines Generals aus den ersten Zeiten der peruanischen Republik entnommen sind. Einige sind zu Pferde und große Reitersäbel hängen an der Seite der armen Klepper herab, die nur durch wiederholte Sporenstöße sich in Trab bringen lassen. Geldstücke, welche an die gestickten Kleider dieser grotesken Generale genäht sind, bringen bei jeder ihrer Bewegungen einen hellen Silberklang hervor. Mehr als ein schlauer Kumpen plündert seinen Nachbar, sobald er die Gelegenheit

günstig findet, sich seinem Diebsgelüste hinzugeben. So sah ich zu Basiko einen Indier ganz ernsthaft beschäftigt, seinem Gefährten ein Zweirealenstück zu stehlen, während ein anderer dem Diebe selbst einen Piafter abriß, der an den Schößen eines prächtigen, mit zwei ungeheuren Spau-letten beladenen Rockes angenäht war. Alles war indessen schon zu Dreivierteltheilen betrunken, und schrie und fluchte gegen den Pfarrer, der die Prozession zu lange warten ließ.

Diese beginnt endlich, einige Wachskerzen erscheinen unter dem Thorgang der Kirche, aber die Menge steht so gedrängt, daß man unmöglich hinein kommen kann. Endlich treten zuerst zwölf Indier heraus, an dem linken Arm eine Art von kleinem Schild aus rothem Stoff, in der rechten Hand einen langen mit Silber beschlagenen Stab. Glöckchen tönen an ihren Füßen, und mischen ihr Geklingel in den Ton der Tausende von Geldstücken, die an ihren aus Lumpen aller möglichen Farben zusammengesetzten Kleidern angenäht sind. Diese zwölf Menschen stellen sich einige Schritte von der Kirche im Kreise auf, zwei von ihnen auf die Mitte, und nun beginnt eine Art von Gespräch, mit Tänzen und Gesängen untermischt, an welchem die Zuschauer Theil nehmen. Die beiden Indier stampfen mit dem Fuß auf die Erde, zeigen abwechselnd bald ihre Schilde, bald ihre Stäbe, ohne aber je ihre Stelle zu verlassen, und begnügen sich damit, daß sie sich um sich selbst drehen unter dem Klange einer monotonen, traurigen Melodie, in welche die ganze Menge im Chor sogleich einfällt. Dieß ist vielleicht ein indischer Tanz, der in alte Zeiten vor der Eroberung der Spanier hinaufreicht. Wenn er beendigt ist, stellen sich die zwölf Indier mit großem Ernst an die Spitze der Prozession, die end-

lich den Marsch beginnen kann, aber durch häufige Zwischenspiele von Tanz und Gesang unterbrochen wird. Endlich ist der Platz umkreist mitten unter Petarden und Raketen, die auf allen Seiten geworfen werden. Zwei mit Blumen geschmückte Heiligenbilder, Frauen mit Wachskerzen, der Pfarrer, der unter dem verblichenen Baldachin neben seinem Vikar feierlichen Schrittes einhergeht, der Kirchendiener und ein Duzend zerlumppter barfüßiger Soldaten, die unter dem unwiderstehlichen Druck der Menge vergebens ihre Reihen einzuhalten suchen: das ist der ganze Zug, der an gewissen durch den Gebrauch geheiligten Tagen zwei Stunden lang, die Straßen des kleinen Dorfes durchwandert. Ist die Prozession beendet, so wird die Kirche erleuchtet und glänzt von tausend Feuern; der Geistliche besteigt die Kanzel und nach einer andächtig angehörten Predigt zerstreut sich die Menge und umlagert nun die Branntweinbuden. Die einen Augenblick unterbrochene Orgie währt die ganze Nacht, um am andern Morgen wieder zu beginnen. Während dreier Tage folgen sich die Prozessionen, Tänze, Gelage und Hazardspiele auf demselben Platze und in denselben Straßen unter einem entsetzlichen Lärm. Das ist ein religiöses Fest in der Sierra!

Die Indianer, welche in den Cordilleren zerstreut leben, gehören zu der ärmsten Klasse der Bevölkerung; diejenigen aber, welche in den größeren Flecken und Haciendas wohnen, sind in bessern Umständen. Durch mannigfaltige Vermischung mit andern Racen haben jedoch diese Indier viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und nähern sich mehr der halbspanischen Bevölkerung an der Küste. Der Hauptreichthum der wohlhabenderen Indier besteht in den zahlreichen Heerden, die auf der

Hochebene des Kollao umherirren; diese Leute besitzen und bebauen die spärlichen Thäler dieser Gebirge, liefern den Küstenkaufleuten den größten Theil der Landesprodukte, welche nach Europa ausgeführt werden — Vicunna- und Alpaca-Wolle, Chinarinde, Seide u. s. w. Hier findet sich einer der fruchtbarsten Lebenskeime des Landes, deren Entwicklung eine bessere Zukunft verspricht. Wenn erst der Ackerbau an den Strömen sich ausbreitet und die Schifffahrt gesichert ist, wird der Marañon die große Verbindungsstraße mit der Ostküste Amerika's werden.

Die civilisirteren Indianer führen indeß immer noch ein sehr mühseliges und hartes Leben. Die Hülfsmittel einer kleinen Stadt in den Anden sind natürlich sehr beschränkt; um diesem Uebelstande abzuheffen und zugleich, um den Verkehr mit den europäischen Kaufleuten zu erleichtern, hat man einen großen Jahrmarkt eingefest, der alle Jahr um Pfingsten mitten in der Sierra Statt findet. Einige Meilen von dem großen Titicaca-See, der wie ein inneres Meer zwischen der Hochfläche von Kollao und den Gebirgen Boliviens ruht, erhebt sich das kleine Dorf Vilque. Hier wird dieser Markt, der bedeutendste in Peru, vielleicht in ganz Südamerika, abgehalten und die Bewohner aller benachbarten Provinzen strömen dahin. Vierzehn Tage lang steht Vilque, das kaum einige hundert Einwohner hat, seine Bevölkerung auf 10 bis 12,000 Seelen steigen, und die Häuser sind natürlich zu eng, um die Masse der Reisenden zu beherbergen; diese verbreiten sich deshalb in die Umgegend, suchen in den Charras (Pachthöfen) ein Unterkommen für die Nacht, andere wickeln sich in ihre Ponchos und schlafen auf den Thürschwelen, an den Straßenecken und selbst auf dem öffentlichen Plätze. Im Innern Südamerika's gibt es keine

öffentlichen Gasthöfe, wo man absteigen könnte, aber zu Vilque würden zur Zeit des Marktes auch die mächtigsten Gasthöfe nicht hinreichen, die nomadische Bevölkerung, welche sich in dem kleinen Dorfe sammendrängt, zu fassen. Ich hatte glücklicherweise meine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und — eine unerläßliche Sache, wenn man in Peru reist — an alle Orte hin Empfehlungsschreiben mitgenommen; durch diese findet man allenthalben die offenste und artigste Gastfreundschaft. Zu Vilque wohnte ich bei einem der vornehmsten Einwohner. Während des Mahls traten zwei Serranos (Bewohner der Sierra) ein; der Hausherr war abwesend und nur seine Frau saß mit uns zu Tische. „Sennora,“ sagten diese, „wir sind seit langer Zeit in Geschäftsverkehr mit Ihrem Gemahl; wir müssen mehrere Tage auf dem Markte bleiben, und haben uns die Freiheit genommen, bei Ihnen abzustiegen.“ — „Gut,“ erwiderte diese, „setzen Sie sich, Sie kommen gerade recht zu Tische.“ Man legte noch zwei Couverts auf, und das schon angefüllte Haus zählte zwei Gäste weiter, ohne daß sich Jemand darum kümmerte.

Allerdings ist auch die Gastfreundschaft in der Sierra höchst einfach. Jeder Reisende nimmt sein Bett mit sich, und Abends breitet er es, so gut es gehen will, in dem am wenigsten überfüllten Zimmer aus. Jeder drückt sich so viel als möglich zusammen, um den Neuangekommenen in dem gemeinsamen Zimmer Platz zu machen. Jedermann schläft den gesunden Schlaf, wie man ihn gewöhnlich durch eine ermüdende Tagesreise sich verschafft. Am andern Morgen werden alle Matragen aufgerollt, zusammengebunden und in einer Ecke aufgeschichtet; das Zimmer wird dadurch wieder frei für die Besuche, die man zu empfangen, und die Geschäfte, die

man darin abzuthun hat. Meistens geht man aus, um auf dem Markte herumzulaufen, und kehrt erst zur Essenszeit zurück. Dann erst können die Gäste eines Hauses sich sehen und kennen lernen. Das Frühstück, das um 9 Uhr aufgetragen wird, besteht regelmäßig aus Fleischbrühe mit Fleisch darin, einer Platte Eier oder Fische, weißem Käse, den die Indier in der Sierra machen und einer Tasse Chokolade. Das Mittagessen, das zwischen 2 und 3 Uhr kommt, ist noch derber: zuerst verschiedene Arten Chupes aus Hammelfleisch, Hühnern und Fischen, in ungeheuren tiefen Schüsseln aufgetragen, deren Umfang der Zahl und dem Appetite der Gäste Trost bietet. Dann kommt Braten und geschmortes Fleisch, alles mit kleinen Stücken Käse gewürzt, die in Schalen allenthalben auf dem Tische herumstehen, und mit denen man den Appetit reizt. Zum Nachtisch bringt man Süßigkeiten, die zu Lima und Arequipa bereitet werden, und bei den Peruanern sehr in Gunsten stehen. Endlich zwischen 8 und 10 Uhr des Abends nimmt man den Thee, — eine englische Sitte, die sich selbst bis in's Innere von Peru zu verbreiten beginnt. Dann zerstreuet sich Alles von Neuem. Einige gehen zu den angesehenen Leuten von Bisque, um eine Zigarre zu rauchen oder die Zambacueca zu tanzen; andere, und zwar die Mehrzahl, gehen in ihre Mäntel gewickelt zu den entfernten Ranchos, wo sie von Bekannten zu irgend einer großen Monte-Partie erwartet werden. Das Monte ist das allgemeinste Hazardspiel in Peru; man spielt theils mit Karten, theils mit Würfeln. Im letztern Fall sitzt der Banquier vor einem großen grünen Teppich, der durch zwei in der Mitte rechtwinklig sich schneidende Linien in vier Abtheilungen getheilt ist, hat Haufen von Silber und Gold neben sich, die er jeden

Augenblick erklingen läßt, um die Spieler anzulocken. Auf jeder der vier Abtheilungen sind zwei A und zwei S die ersten Buchstaben der Worte Azar (Glück) Suerte (Verlust) gezeichnet. Die Spieler setzen nach Belieben auf den einen oder andern dieser Buchstaben, der Banquier wirft zwei Würfel, deren verbundene Zahlen dem einen oder dem andern Buchstaben Gewinn geben. Das Spiel dauert bis an den lichten Morgen; der Banquier, eben so kalt, eben so ruhig wie am Anfang der Nacht, wirft seine Würfel noch immer mit derselben Gewandtheit auf den grünen Teppich, einige standhafte Spieler stehen noch um den Tisch, die andern schlafen in ihre Ponchos gehüllt auf dem Boden. Große durch den Handel gewonnene Vermögen werden hier in einer Nacht leichtsinnig vergeudet. Der Anblick eines Schlachtfeldes nach dem Kampf ist oft minder traurig, als ein solcher von den ersten Strahlen der Sonne erhellter Spielsaal.

Das Monte hat indessen überall in Peru seine Tempel, und die Menschen gewinnen ebenso leicht das Gold, als sie es mit Leichtsinne verlieren und verschwenden. Doch wieder zurück zum Jahrmarkt in Vilque! Der sonst so öde Ort ist überfüllt mit Bretterbuden, die man in aller Eile errichtet hat. Die feinsten, wie die größten Waaren Europa's sind hier neben einander in merkwürdiger Unordnung aufgestellt: neben Säcken mit Kakao und Kakaoblättern stehen Uhren von Genf und Bijouteriewaaren von Paris; französische Tücher, Sammet und Seidenzeuge lagern neben den groben Kuskotüchern — oft enthält eine einzige Bude alle diese Erzeugnisse zusammen. Die Indier ziehen ernstes Angesichts an allen diesen Reichtümern vorüber, betrachten, bewundern, feilschen, und manche Frau, die nur ein Stück grobes Bayeta auf der

Schulter hat, kauft Brillantringe von 50 bis 60 Piaster Werth, oder noch reichere Ohrgehänge von Perlen. Die Menge, die sich in den Straßen drängt, zeigt ein vollständiges buntes Panorama aller Kostüme der Sierra. In der Mitte des Platzes verkaufen die Restaurateurs unter freiem Himmel ihre Chupe, ihr auf Kohlen geschmortes Fleisch, ihre aus dem Titicaca-See geholten und gebackenen Fische, ferner Chicha und Pisco. Eine Menge höchst einfacher Roulettes ziehen die oft halbgetrunkenen Indier an, welche sich den ganzen Tag so darum drängen, daß es schwer ist, nahe zu kommen. Abends, beim Schein der bescheidenen Talgkerze nehmen diese gelben von einer Mähne schwarzer Haare eingerahmten Gesichter einen schrecklichen Ausdruck an; die völlige Abspannung in den Zügen kontrastirt unheimlich mit den feurig rollenden Augen.

Auch ein Maulthiermarkt wird in Bisque alljährlich abgehalten. Die Provinz Tucuman schickt alle Jahre einige Tausend solcher halbwilden Thiere hieher, die von den Peruanern für die Reisen und den Waarentransport in den Bergen sehr gesucht sind. Etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt werden die Maulthiere in Schaaren von 5 bis 600 unter der Aufsicht von nur drei oder vier Gauchos zusammengetrieben; letztere sehen mit ihren schwarzbraunen Gesichtern, in ihren großen Ponchos, die sie ganz einhüllen, und mit den langen Messern an der Seite eher wie Räuber, als Kaufleute aus. Sie halten sich unbeweglich auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Lafo (die Schlinge) in der andern Hand, so die Käufer erwartend. Die Liebhaber erscheinen in ziemlich großer Anzahl, wählen die Thiere, die ihnen gefallen, mit den Augen aus, ohne sich ihnen viel nähern

zu können, bezeichnen sie dem Anführer der Gauchos, und unterhandeln mit wenig Worten um den Preis. Dieser ist gewöhnlich zwischen 30 und 60 Piafter, und der Kauf ist rasch abgeschlossen.

Jetzt gilt es aber, die gekauften Thiere aus der Menge der eigensinnigen Langohre herauszuholen, von denen auch noch nicht eins den Zügel gefühlt hat. Auf ein Zeichen des Capatoz (des Anführers der Gauchos) nimmt einer der Gauchos seinen Lazo, und reitet, indem er ihn um seinen Kopf schwingt, in scharfem Trabe um die halb erschreckte Truppe her. Die Maulthiere laufen auch bald in der Runde herum, und drängen sich immer enger gegeneinander; das, welches der Käufer gewählt hat, verschwindet bald, aber der Gaucho hat es nicht aus dem Gesicht verloren. Sein Lazo schwingt in einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten und faßt unfehlbar das bezeichnete Thier an der Kehle. Vergebens sucht es sich loszumachen. Diese Bemühungen ziehen den laufenden Knoten nur immer fester; das Maulthier fällt und wälzt sich vor Wuth und Schmerz auf dem Boden. Umsonst — der Athem fehlt ihm, seine Kräfte schwinden, es ist besiegt. Der Gaucho, ruhig wie ein Mensch, der in seinem Leben nichts Anderes gethan hat, steigt ab, nähert sich langsam dem bezwungenen Thiere, ohne aber den Lazo los zu lassen, und wirft ihm schnell seinen Poncho über die Augen. Nun ist er Herr des Thiers, und kann mit ihm machen, was er will. Doch es beginnt eine andere, noch lebendigere Scene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es galoppiren zu lassen, damit man seinen Gang kennen lerne — denn auf diesem Markt kann der Käufer nur nach abgeschlossenem Kauf einen Versuch mit dem Thiere machen. Er verspricht dem Gaucho

vier Realen, und für diese geringe Summe setzt sich derselbe der Gefahr aus, den Hals zu brechen. Während das Maulthier noch am Boden liegt, legt er ihm einen starken Zügel in's Maul; eine Art Tragsattel, bedeckt mit einem Stück alten zerrissenen Leders und versehen mit zwei Steigbügeln, die aus einem Strick und einem Stückchen Holz gemacht sind, wird auf den Rücken des Thieres geworfen und der Gurt sehr fest gezogen. Im Augenblick, wo das vom Lasso befreite Thier wieder frei athmet, aber noch halb betäubt und erschreckt wieder aufspringt, schwingt sich ihm der Gaucho auf den Rücken, und drückt es zwischen seinen mit ungeheuren Sporen ausgerüsteten Füßen zusammen. Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick inne, gleichsam erstaunt über die neue Last, die es auf seinen Schultern fühlt, über den Zaum, der ihm zum ersten Mal das Maul zusammenpreßt; dann faßt es sich plötzlich zusammen, rennt in kurzen, abgestoßenen Sätzen davon, springt rechts, links, steigt in die Höhe, aber der Gaucho bleibt bei allen diesen furchtbaren Sätzen ruhig und unerschütterlich auf seinem Sattel sitzen. Fängt endlich das arme abgemattete Thier an, sich unter seinem Reiter zu beruhigen, dann stößt ihm dieser erst die Sporen in die Seiten und treibt es nun seinerseits an, daß es schäumend durch die Ebene rennt, aber endlich im vollen Galopp wieder zum Ausgangspunkte zurückkehrt. Der Reiter wirft dem erschöpften Thiere, abermals den Poncho über die Augen, schlingt ihm einen Strick um den Hals und führt es dem Käufer zu, der ihm die versprochenen vier Realen ausbezahlt. Der Gaucho untersucht, ohne ein Wort zu sprechen, das Geldstück, ob es auch gut sei, steckt es dann in seinen Ledergürtel, und steigt wieder

ruhig zu Pferde, um einen neuen Käufer abzuwarten und ein neues Vierrealenstück zu gewinnen.

Nachdem ich mich genugsam auf dem Markte zu Bilsque umgeschaut hatte, wendete ich mich nach Kusko, und gelangte auf einem ziemlich ebenen Weg zuerst nach Puno hart am Ufer des Titicacasees. Es ist eine Stadt von etwa 7 bis 8000 Seelen; jetzt traurig und öde trotz seiner berühmten Bergwerke, deren Ertrag sonst so überschwenglich war, und jetzt kaum die Kosten deckt. Ich war hier Zeuge einer seltsamen Ceremonie: vor der offenen Thür eines Hauses standen mehrere Personen; im Hintergrunde eines Zimmers auf einer Art von Lehnstuhl, der wie ein Altar mit Kerzen umgeben war, saß ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren, und schien zu schlafen. Fröhliche Gefänge erschallten rings umher. Zwei Indier, von denen einer eine Harfe trug, der andere sie bearbeitete, schritten einer Prozession von Kindern voran, die zu einem Feste herbeizukommen schienen. Bald hob man das kleine Mädchen in ihrem Lehnstuhl auf, und der Zug setzte sich unter den Klängen einer lebhaften, lärmenden Musik ganz lustig in Marsch. Und doch ging es zum Kirchhofe, denn die wie zu einem Ball geschmückte Kleine war eine Leiche. Der Tod eines Kindes ist ein Fest für die Indier.

Von Puno wendet sich der Weg nach Norden; rechts breitet sich der Titicacasee aus, in der Ferne von den Gebirgen Boliviens umgränzt. Die Entfernung bis Kusko beträgt ungefähr 100 Leguas, und die Straße führt durch einförmige, nackte Gegenden. Zahlreiche Heerden von Schafen, Lamas und Alpacas weiden am Wege; da und dort erheben sich einige Hütten. Nur in der Nähe von Kusko gewinnt der Pflanzenwuchs neue Kraft, und das Auge wird erfreut durch zahlreiche Dör-

fer, die freundlicher aussehen als die Städte, die man von Puno aus durchwandert.

Die Viehzucht ist die Hauptthätigkeit der Menschen, welche diese weiten Landstriche bewohnen; die Industrie ist gleich Null; — Thongeschirr und dicke Lächer, Bayestones genannt, sind fast die einzigen Gegenstände der Fabrikation.

Der Lazo, eine Waffe der südamerikanischen Völker.

Alle Offiziere, welche in der patriotischen Armee von Südamerika gedient haben, alle Reisenden, welche die Llanos von Kolumbia, das Flachland von Peru, die weiten Thäler von Chili oder die Pampas des Rio de la Plata besuchten, sprechen mit der lebhaftesten Bewunderung von der Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen jener Länder beim Gebrauch des Lazo entwickeln, und Viele gingen in ihrer Vorliebe und ihrem Enthusiasmus für diese Waffe so weit, ihre Einführung bei den europäischen Heeren ernstlich zu empfehlen.

Man darf aber diese Wurfwaffe — wenn man den Lazo so nennen will — keineswegs als den Eingebornen von Südamerika eigenthümlich ansehen. Die ältesten Ueberlieferungen lehren uns, daß die Bedürfnisse des Menschen im gesellschaftlichen Zustande immer die näm-

lichen waren, folglich auch die Mittel sich glichen, die er zu der Abhülfe jener Bedürfnisse ergriff. Unter einem Hirtenvolk mußte in früheren Zeiten der Gebrauch des Lasso ebenso wichtig sein, als der Bogen es war für jene roheren Stämme, die nur durch Jagd ihr Leben fristeten. So wissen wir, daß der Gebrauch des Lasso den nomadischen Stämmen von Mittelasien seit undenklichen Zeiten bekannt war, und auch jetzt noch findet man ihn bei den wandernden Stämmen in der Ukraine, der Moldau und Wallachei, ja selbst in Ungarn, wo man mit diesem Instrumente die Wildfänge, d. h. die auf den Rußen wild aufwachsenden Pferde, einfängt. Die Tschiko's oder Pferdehirten entwickeln bei diesem Geschäft eine bewundernswerthe Gewandtheit: eine lange, leicht zusammengerollte Leine in der Hand, an deren einem Ende sich eine Schlinge befindet, nähern sie sich vorsichtig dem sehr scheuen Thiere bis auf 20 bis 30 Schritt, und werfen dann die Schlinge so geschickt, daß sie dem Pferde plötzlich um den Hals fällt, worauf es dann zu Boden geworfen, gefesselt und dem Käufer übergeben wird.

Um das Alter des Lasso nachzuweisen, dürfen wir nur Herodot anführen. In seinem Verzeichniß der verschiedenen Völker, welche die unter Xerxes einfallende Armee bildeten, gedenkt dieser Geschichtschreiber auch der Sargatier, welche 8000 Mann Reiterei in's Feld stellten, und den Persern angeschlossen waren, die den Kern des Heeres ausmachten. „Es ist ein nomadisches Volk, die Sargatier genannt, den Persern unterworfen, deren Sprache sie auch sprechen: sie haben indeß einen Gebrauch, den sie zugleich mit den Persern und Paktväern theilen. Sie tragen keine Waffen, weder von Kupfer noch von Eisen, Dolche ausgenommen; allein sie be-

dienen sich langer Schnüre aus gedrehten Riemen von Häuten, welche Schnüre am äußeren Ende mit auf- und zugehenden Schlingen versehen sind, die sie im Gefechte nach dem Feinde werfen. Die Schlinge mag nun auf Feind oder Mann fallen, der Sargatier zieht sein Opfer an sich und tödtet es.“

Obiger 450 Jahr vor Christo geschriebene Bericht paßt buchstäblich auf die heutigen Gauchos, die Bewohner eines Landes, dessen Daseyn zu den Zeiten Herodot's und viele Jahrhunderte später noch nicht bekannt war. Es gibt bei den Gauchos zwei Arten dieser Wurf- waffen: den Bolas und den eigentlichen Lasso. Der erstere besteht aus drei Kugeln von Blei, welche an drei verschiedenen Riemen, jeder von ungefähr drei Fuß Länge, befestigt werden, die oben miteinander verbunden sind; er wird gewöhnlich geworfen und ist von sehr sicherer Wirkung. Wenn der Gaucho ein Wild verfolgt, schwingt er, sobald er etwa 90 Fuß von demselben entfernt ist, den Bolas horizontal um den Kopf herum. Hat er ihm so die nöthige Kraft gegeben, so läßt er die Waffe los, welche ihr Ziel nie verfehlend sich um die Füße des fliehenden Thieres schlingt, und es zu Boden reißt.

Auf diese Weise wurde der General Paz in den Pampas gefangen. Von einer Abtheilung Kavallerie von Buenos Ayres überfallen, hatte der General doch noch Zeit, ein schnelles Pferd zu besteigen, und in jedem andern Lande würde er wohl entkommen seyn; allein ein Gaucho setzte ihm nach, warf seinen nie fehlenden Bolas dem Renner des Generals um die Füße, daß er stürzte und nahm den Reiter gefangen.

Der Lasso besteht aus mehreren sehr dünnen Leder-

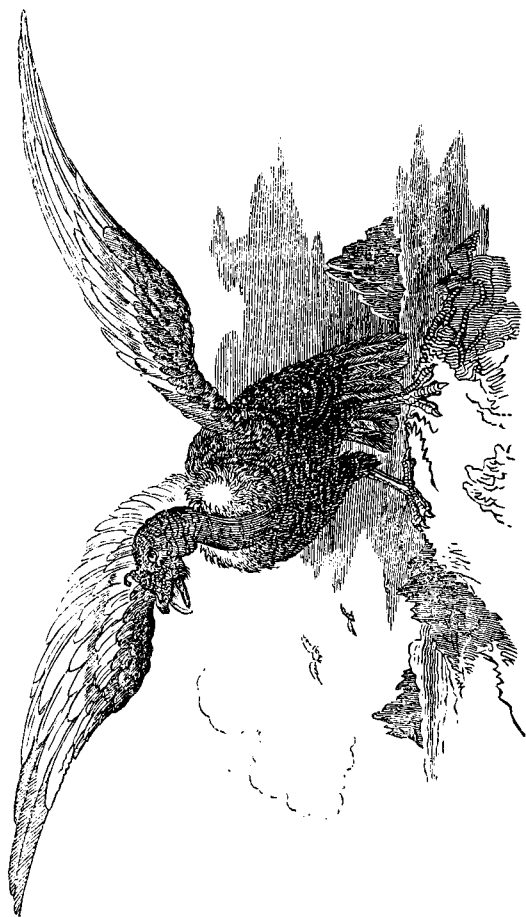
streifen, welche wie die Schnur einer Peitsche zusammengeflochten sind. An dem einen Ende befindet sich ein kleiner eiserner Ring, durch welchen, wenn der Lazo geworfen werden soll, das andere Ende der Schnur durchgezogen und so eine Schlinge gebildet wird. Die Länge beträgt, je nachdem er zu Fuß oder zu Pferde angewendet wird, zwischen 24 und 30 Fuß. Im letztern Fall ist er am Sattel gut befestigt, und wird, eben so wie der Bolas, um den Kopf horizontal geschwungen. Das Pferd muß so gut dressirt seyn, daß, sobald der Wurf geschehen ist, es sich wendet, um die Schlinge zuzuziehen. Ein kräftiger Arm, ein schneller und sicherer Blick sind unerläßliche Eigenschaften für den wirksamen Gebrauch des Lazo, und diese können nur durch lange Übung von frühester Jugend erlangt werden. Schon aus diesem Grunde ist es nicht gut möglich, daß der Lazo in den europäischen Armeen zur Einführung gelangt. Auch ist in Europa schwerlich eine Gegend, verbunden mit einem solchen Leben, wie es in Südamerika der Fall ist, daß die Einführung des Lazo wirklichen Nutzen gewähren könnte, während er für die Bewohner der Pampas ein höchst nothwendiges Werkzeug ist. Sobald der Gauchofnabe gehen kann, sieht man ihn schon mit seinem Bolas nach den Bewohnern des Hühnerhofs zielen, während die Erwachsenen mit ihrem Lazo gegen die zahlreichen Schwärme von Wasservögeln zu Felde ziehen, die an den Ufern der Flüsse Nahrung suchen.

Als die aus 5000 Mann bestehende portugiesische Armee unter General Le Cos im Jahr 1817 von Rio grande do Sul nach Montevideo vorrückte, wurde sie auf ihrem Marsch über die Ebene der Banda Oriental förmlich von den Gaucho's belagert. Mehrere der be-

rittenen Offiziere an der Spitze und in den Flanken der Kolonnen wurden durch Lazo's gefangen, und ohne die Hilfe einer Abtheilung Kavallerie von Rio grande, welche an diese Art Krieg gewöhnt war, hätte das ganze Korps eine rückgängige Bewegung machen müssen. Die Portugiesen, obgleich Herren von Montevideo, konnten dennoch nicht mehr von dem Lande behaupten als ihre Kanonen bestrichen, denn die Gaucho's machten Ueberfälle bis an die Thore der Festung, und nöthigten die Portugiesen, alle ihre Bedürfnisse zur See zu beziehen. In Colonia del Sacramento, welches die Portugiesen gleichfalls inne hatten, fand man mehrere Morgen hinter einander einen Posten, der auf einem Erdwall mit Schießscharten stand, desertirt. Der Kommandant war gänzlich außer Stande, Rechenschaft über diesen Umstand zu geben, um so mehr, da gar kein Desertionsgeist unter seinen Truppen herrschte. Er wählte also einen Lacador von bewährter Tapferkeit und erprobter Treue zur Schildwache auf diesen Posten, und gab ihm den strengen Befehl, auf Alles Feuer zu geben, was sich ihm nähern würde. Kaum graute der Morgen, so sah die Schildwache nicht weit von ihrem Posten ein lediges Pferd grasen, und bemerkte zugleich, daß es sich dem Posten immer mehr näherte. Dem Befehle zu Folge gab der Soldat Feuer und streckte das Thier zu Boden; er lud sein Gewehr wieder, und indem er gegen das getödtete Thier hinblickte, bemerkte er einen Mann, der an der Erde fortkroch. Er schoß auf's Neue, und ein Schrei sagte ihm, daß er getroffen habe. Jetzt war das Geheimniß aufgeklärt; der Getödtete Gaucho hatte sich jeden Morgen, unter den Bauch des Pferdes geschmiegt, dem Posten genähert; war er nahe genug, so sprang er plötz-

lich auf den Rücken des Thiers, wartete bis die Schildwache an einer der Schießscharten vorüber kam, warf seinen Lazo, zog den Soldaten an sich und führte ihn gefangen fort.

Die Hauptschwierigkeit in dem Gebrauche des Lazo oder der Bolas besteht darin, so gut zu reiten, daß man in vollem Lauf und während man sich plötzlich wendet, sie stetig um den Kopf herumwirbeln und doch zielen kann. Zu Fuß würde Jeder die Kunst bald lernen, aber zu Pferde ist's ein ander Ding. Als ich — so erzählt der Naturforscher Darwin — eines Tages zu meinem Vergnügen galloppirte und die Bälle um meinen Kopf herumwirbelte, so traf ein freier Bolaz durch Zufall einen Strauch, und da seine drohende Bewegung auf diese Weise gehemmt wurde, fiel er augenblicklich zur Erde und verwickelte sich, wie durch einen Zauber, um das Hinterbein meines Pferdes. Der andere Ball wurde dann aus meiner Hand geschleudert und das Pferd war richtig gefangen. Glücklicherweise war es ein altes erfahrenes Thier, sonst würde es wahrscheinlich so lange getreten haben, bis es sich selber niedergeworfen hätte. Die Gaucho's wollten sich todt lachen, sie schrieten, daß sie wohl alle Thierarten, aber nie einen Mann sich selber hätten fangen sehen.



Der Condor.

Der Condor.*)

Der Condor ist der Riese nicht bloß unter den Geiern, sondern unter allen Vögeln überhaupt, und zugleich dasjenige Thier, welches sich aus willkürlichem Antriebe am höchsten in den Luftraum zu erheben vermag. Die Felsenabhänge der südamerikanischen Anden sind sein Lieblingsaufenthalt; den Bewohnern von Chili ist dieser Riesenvogel vorzugsweise das Sinnbild der Freiheit und Kraft, und gleich nach der ersten Erklärung der Unabhängigkeit des Landes erschien des Condors Bildniß auf den chilenischen Münzen. Uebrigens hat dieser Vogel eine weite geographische Verbreitung, da er auf der Westküste von Südamerika von der Magellansstraße durch die ganze Kette der Cordilleren bis zum achten Grade nördlicher Breite gefunden wird. An der Küste von Patagonien war die steile Klippe nahe der Mündung des Rio negro, im 41sten Breitengrade, der äußerste Punkt, wo ich diese Vögel sah oder von ihrer Existenz hörte. Dorthin sind sie also 400 Meilen von dem großen Mittelpunkt ihres Wohnorts in den Anden gewandert. Nur wenige Herumzügler besuchen aber die Seeküste. Eine Klippenreihe nahe der Mündung von Santa Cruz wird von diesen Vögeln besucht, und ungefähr 80 Meilen den Fluß hinauf, wo zuerst die Seiten des Thaales durch steile basaltische Abhänge gebildet sind, erschien der Condor wieder, obgleich in dem

*) Nach Charles Darwin's „naturwissenschaftlichen Reisen.“

Zwischenräume nicht ein einziger gesehen worden war. Aus dieser und ähnlichen Thatfachen scheint die Gegenwart des Vogels durch die Gegenwart senkrechter Abhänge bestimmt zu werden. In Patagonien schläft und nistet der Condor entweder paarweise oder in größerer Gesellschaft auf derselben überhangenden Klippe. In Chili besuchen sie während des größeren Theils des Jahres das niedere Land nahe den Küsten des stillen Ozeans, und in der Nacht horsten mehrere auf einem Baume; aber früh im Sommer kehren sie auf den unzugänglichsten Theil der inneren Cordilleren zurück, um dort im Frieden zu nisten.

In Bezug auf ihre Fortpflanzung erzählten mir die Landleute in Chili, daß der Condor keinerlei Art Nest baue, sondern in den Monaten November und Dezember zwei große weiße Eier auf den nackten Felsen lege. An der Küste sah ich nichts von einem Neste in den Klippen, wo die Jungen standen. Der junge Condor soll ein ganzes Jahr lang nicht fliegen können. In Concepcion beobachtete ich am 5. März, der unserem September entspricht, einen jungen Vogel, der, nur wenig kleiner als der alte, vollkommen mit einem Flaum wie eine junge Gans, aber von einer schwärzlichen Farbe bedeckt war. Ich bin sicher, daß dieser Vogel seine Flügel nicht lange zum Fliegen gebraucht hatte.

Nach der Zeit, wenn die jungen Condore, und zwar scheinbar eben so gut als die alten Vögel, fliegen können, schlafen sie doch in der Nacht auf denselben Felsenvorsprünge zusammen, und jagen auch bei Tage mit ihren Eltern in Gesellschaft. Ehe indessen der Kragen um den Hals des jungen Vogels weiß geworden ist, sieht man ihn

auch oft allein jagen. An der Mündung des Santa Cruz sah ich im Mai und April ein Paar alte Vögel täglich auf einem bestimmten Felsvorsprunge sitzen, oder in Gesellschaft eines einzigen Jungen durch die Lüfte segeln; dieses Junge war zwar vollständig befiedert, hatte aber noch keinen Kragen. Wenn ich bedachte, in welchem Zustande der Vogel aus Concepcion in dem vorhergegangenen Monate war, so glaube ich nicht, daß dieser junge Condor aus einem Ei desselben Jahres ausgebrütet seyn konnte. Da es keine andern jungen Vögel gab, so scheint es wahrscheinlich, daß der Condor nur einmal in zwei Jahren legt.

Diese Vögel leben gewöhnlich paarweise; aber zwischen den basaltischen Klippen im Innern am Santa Cruz fand ich eine Stelle, wo sie zu zwanzig beisammen waren. Wenn man plötzlich an den Rand eines Abhanges kam, so war es ein großartiger Anblick, eine Gesellschaft von 20 bis 30 dieser Riesenvögel sich langsam von ihren Ruheplätzen erheben und in majestätischen Kreisen durch die Luft gleiten zu sehen. Nach der Menge des Düngers auf diesem Felsen müssen sie lange diese Klippe besucht haben und wahrscheinlich dort schlafen und brüten. Haben sie sich auf den Ebenen mit Gras vollgefressen, so kehren sie zu ihrem Lieblingsfels zurück, um ihre Mahlzeit zu verdauen. Sie nähren sich in diesem Theile des Landes nur von den Guanacos (die nebst den Lamas, Vicuñas und Alpaca's zu den Kameelziegen gehören), die entweder eines natürlichen Todes gestorben sind, — oder was häufiger Statt findet, von den Puma's getödtet wurden. Nach dem, was ich in Patagonien sah, glaube ich, daß sie ihre Ausflüge nicht weit von ihren gewöhnlichen Ruheplätzen ausdehnen.

Ueber den höchsten Gebirgen schwebt der Condor noch so hoch, daß er bloß ein schwarzer Punkt zu seyn scheint; bisweilen sieht man ihn in einer großen Höhe über einer gewissen Stelle in den zierlichsten Spiralen und Kreisen schweben. Mehrmals überzeugte ich mich, daß sie es nur des Vergnügens halber thaten, ein ander Mal behauptete das Landvolk von Chili, daß sie ein todttes Thier bewachten oder zusehen, wie der Puma seine Beute verzehre. Wenn die Condore sich niederlassen und dann alle plötzlich sich wieder erheben, so weiß der Chilene, daß es der Puma war, welcher die Leiche bewachend, die Räuber hinwegtrieb. Außerdem, daß sie Aas fressen, greifen die Condore zuweilen auch junge Ziegen und Lämmer an. Deshalb sind die Schäferhunde abgerichtet herauszulaufen, so lange der Feind in den Lüften ist, nach oben zu sehen und heftig zu bellen.

Die Chilenen tödten und fangen eine große Anzahl dieser Geier, und bedienen sich dazu zweierlei Methoden: Die erste ist, daß sie ein todttes Thier in eine Art von Pallisaden oder hölzerner Einzäunung legen. Wenn nun die Condore sich voll gefressen haben, müssen sie erst einen Anlauf nehmen, um aufzulegen zu können, was bei der engen Umzäunung unmöglich ist. Galloppiren nun die Reiter an den Eingang heran, so sind die Vögel eingeschlossen. Die zweite Methode ist, sich die Bäume zu merken, auf welchen die Vögel häufig zu fünf oder sechs zusammen schlafen. In der Nacht klettert man auf die Bäume herauf, und versichert sich der schlafenden Thiere mit der Schlinge. Sie sind so feste Schläfer, daß dieß keine große Schwierigkeit hat. —

In Valparaiso sah ich einen lebenden Condor für vier Groschen verkaufen, der gewöhnliche Preis ist aber

zwei bis drei Thaler. Einer wurde eingebracht, der mit einem Seil gebunden und sehr beschädigt war; doch stieg er in dem Augenblick, wo der Strick, der um seinen Schnabel befestigt war, durchschnitten wurde, gierig ein todttes Thier zu zerreißen an, obgleich viele Leute umherstanden. In einem Garten in der Nähe wurden gegen 30 Stück lebend gehalten. Man fütterte sie nur Einmal in der Woche, und doch waren sie sehr gesund. Das Landvolk in Chili behauptet, daß der Condor fünf bis sechs Wochen lang ohne zu fressen hinbringen könne und doch seine Kräfte behalte. Ich weiß nicht, ob die Sache sich so verhält; aber der grausame Versuch ist wahrscheinlich gemacht worden.

Jagd in Chili. *)

Während des Winters und gleich nach dem heftigen Schneefall, der gewöhnlich die Cordilleren bis an ihren Fuß bedeckt, kommen eine Menge Guanaco's bis in's Niederland herab, und da sich hier genug Stellen finden, wo man diese Thiere in natürliche Gehege treiben kann, so werden viele gefangen und getödtet. Die Chilenen zeigen dabei große Geschicklichkeit, und die jungen Herren reiten in phantastischer Kleidung mit langen ungegerbten Stiefeln oder Gamaschen, die ihnen die Schenkel decken, hinaus; diese Stiefel sind oft aus einem Pumasfell ge-

*) Aus: Sixteen years in Chile and Peru.

Grube, Bilder u. Sz. Ameri'a. (2. A.)

macht und haben eine Unzahl von silbernen Knöpfen und kleinen Riemen. Diese Knöpfe und ihre ungeheuren Sporen, ihr Lazo, ihr Volas und ein großes Messer sind ihre Ausrüstung, und wenn sie auf einem feurigen Rosse sitzen in ihren zierlichen Jacken, den Poncho über die linke Schulter geworfen, mit dem Strohhut und der Cigarre, sind sie, was die Chilenen ausgesuchte „Lachos“ nennen. Das Fleisch des Guanaco ist ziemlich gut, doch jagt man das Thier mehr wegen seines Felles und seiner Wolle, die, eben so wie die des Vicunna, namentlich zu Hüten verarbeitet wird.

Ich habe auch den Pumajagden beigewohnt, die aber weit mehr ermüdend, als einträglich sind; indeß ist es für die Haciendados nöthig, die „Leones“ zu tödten, so wie eine kleine Art, Guinas genannt, eine Art wilder Ragen; man hält zu dem Ende auch besondere Jäger. Kurz nach meiner Ankunft in Chili kam ich auf die Hacienda von Cauquenes, welche dem verstorbenen Marquis de la Casa Larrayn gehörte, um einer Pumajagd anzuwohnen; ein Baquero (Viehhüter) machte den Anführer in Verbindung mit einem Jäger, der mehrere kleine Hunde bei sich hatte, welche bald die Spur auswitterten. Wir folgten zwei Stunden weit in dem Gebirge, bis wir endlich auf ein zerrissenes Kalb stießen, das mit Zweigen und Blättern überdeckt war, wie man mir sagte, durch den Puma selbst. Es dauerte einige Zeit bis wir die Spur des Thieres wieder auffanden, endlich aber entdeckten wir es in einem Quillai (Seifenbaum). Der Baquero ließ die Hunde kuppeln, und schickte einen Mann mit einem Stock und einem Lazo den Baum hinauf, um sich des Puma zu bemächtigen; diesem entsank aber aller Muth, und er ließ beides herabfallen. Zudem befand er sich in

einer Stellung, daß er das Hinaufsteigen eines andern hinderte; somit legte ich denn meine Doppelbüchse an und suchte dem Puma den Schuß so nahe wie möglich unter der Borderschulter beizubringen; aber er blieb in seiner Stellung, und bald hernach war der Poncho des armen Burschen auf dem Baume mit Blut bedeckt. Die Huassos wurden bestürzt, und fürchteten, ich hätte den Mann verwundet, während sie aber noch Anspielungen darauf machten, stürzten beide vom Baume herab. Der Puma war durch meinen Schuß getödtet, und der Huasso halb todt vor Schrecken. Einer der Hunde schnupperte an ihm herum, was ihn wieder zur Besinnung brachte, worauf er von seinen Kameraden nicht wenig geneckt wurde. Der Puma hatte ungefähr die Größe eines starken Neufundländerhundes; er wurde abgestreift, und das Fett, welches sich in großer Menge fand, zu einem medicinischen Gebrauche aufbewahrt.

Ich habe oft Pumajagden beigewohnt, wurde ihrer aber endlich müde, denn es ist allzu anstrengend, meilenweit ein gebirgiges Land zu durchstreifen, und dabei oft mehrere Nächte von Haus wegzubleiben; Jäger und Hunde finden aber Gefallen daran, und werden für die getödteten Thiere reichlich belohnt. Molina gibt folgende Beschreibung des Thiers. „Der Pogi (*felis Puma*), von den Mexikanern Migli, in Peru Puma genannt, unter welchem Namen er den Naturforschern am bekanntesten ist, erhielt bei den Spaniern die Bezeichnung „Löwe“; er gleicht diesem in der Gestalt und im Brüllen, hat aber keine Mähne. Das Haar auf dem obern Theil des Körpers ist von aschgrauer Farbe mit gelben Flecken, und länger als bei dem Tiger, namentlich auf dem Hintertheil, am Bauche aber ist das Haar grauweiß. Die

Länge von der Nase bis zur Wurzel des Schwanzes ist etwa fünf Fuß, und seine Höhe bis zur Schulter $26\frac{1}{2}$ Zoll. Er hat einen runden, kagenartigen Kopf, die Ohren sind kurz und spitzig, die Augen groß mit gelber Iris und braunen Pupillen. Die Nase ist breit und flach, die Schnauze kurz, die Oberlippe ungespalten und mit einem Schnurrbart versehen, der Mund tief, die Zunge groß und rauh. In jedem Kiefer hat das Thier vier Schneidezähne, vier scharf gespitzte Hundszähne und 16 Malmszähne. Die Brust ist breit, die Pfoten haben fünf Zehen mit starken Nägeln, und der Schweif ist über zwei Fuß lang, wie der des Tigers. Das Weibchen ist, wie die afrikanische Löwin, etwas kleiner und heller von Farbe; sie hat zwei Zigen und wirft nur zwei Junge.

Dies ist der Löwe von Chili; in den andern Theilen Amerika's mag er etwas verschieden seyn, wie er denn in Peru eine längere und spitzigere Schnauze haben soll. Der Pagi bewohnt die dicksten Wälder und die unzugänglichsten Berge, von denen er Ausflüge in die Ebenen macht, um Hausthiere, namentlich Pferde anzugreifen, deren Fleisch er jedem andern vorzieht. In der Art, wie er seine Beute faßt, gleicht er der Katze; er nähert sich derselben auf dem Bauch, schleicht sich durch Stauden und Büsche, verbirgt sich in Gräben, stellt sich, wenn er sich offen zeigt, ganz sanft, ersieht sich aber die günstige Gelegenheit, stürzt seiner Beute auf den Rücken, faßt sie mit der linken Pfote und den Zähnen, reißt sie mit der Rechten in wenigen Minuten in Stücke, saugt das Blut aus, verzehrt das Brustfleisch, und schleppt dann den Rest in den nächsten Wald, um ihn mit Blättern und Zweigen zu bedecken. Trotz seiner Wildheit greift der Pagi niemals Menschen an, obgleich

er stets von ihnen gejagt wird. In diesem Falle springt er auf einen Baum, oder sucht eine Zuflucht auf einem Fels, oder vertheidigt sich, gegen einen Baum gelehnt, wüthend gegen die Hunde, bis der Jäger die Gelegenheit benutzt und ihm die Schlinge um den Nacken wirft. So wie das Thier sich so gefangen fühlt, brüllt es fürchterlich und vergießt einen Strom von Thränen. Aus dem Fell macht man gute Stiefel, und das Fett gilt als ein Specifikum gegen Sciatif.“

Die Jagd auf wilde Pferde und Strauße ist eigentlich nur auf der Ostseite der Cordilleren zu Hause.

Die Bewohner des Feuerlandes, Petscheräs genannt.

Am fernsten Ende des südamerikanischen Festlandes, und von diesem nur durch die schmale Magellansstraße getrennt, liegt das Inselmeer der Terra del Fuego oder des Feuerlandes, das sich etliche hundert (engl.) Meilen südlich bis zum Kap Horn ausdehnt. Den Namen „Feuerland“ gaben ihm die Spanier bei der ersten Entdeckung, weil die unregelmäßigen und zerrissenen Formen der hohen und steilen Felsenküste den Anschein haben, durch vulkanisches Feuer emporgehoben zu seyn. Spätere Reisende haben indeß gar keine Spur von Lava, Bimsstein oder sonst einem vulkanischen Erzeugniß ent-

decken können. — Die ganze Inselgruppe mit ihren schroffen Felsenbuchten, ihren öden Bergen und ihrem kalten, rauhen Klima sieht sehr ungastlich aus. Armseelig, wie die Thier- und Pflanzenwelt, ist auch der Menschenstamm, der das öde Feuerland bewohnt. Kapitän Wilkes, der im Jahr 1842 eine Fahrt dahin machte, schildert die armen Petscheräs — wie man den eingebornen Stamm der Indianer nennt — also:

Während unseres Aufenthaltes bekamen wir zu verschiedenen Malen Besuche von den Eingebornen. Sie waren anfangs sehr schüchtern und zurückhaltend gegen uns, wurden aber bald geselliger und zutraulicher, als sie sahen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Sie waren ganz nackt, mit Ausnahme eines kleinen Stückes Seehundfell, kaum groß genug, um die eine Schulter zu bedecken. Sie tragen dieß Fell gewöhnlich auf der Seite, woher der Wind bläst, sind aber gegen die Kälte gar nicht geschützt.

Die Petscheräs sind kaum fünf Fuß hoch, von leichter Kupferfarbe, die aber fast ganz von Ruß und Schmutz verdeckt ist, besonders auf dem Gesicht, in welches sie sich wagerechte Streifen mit Kohle malen. Ihre Gesichter sind niedrig, mehr breit als hoch, zusammengedrückt, mit schmaler Stirn und stark hervortretenden Backenknochen. Ihre Augen sind klein, meist von schwarzer Farbe, und im inneren Augenwinkel überdeckt das obere Augenlid das untere ein wenig, was ihnen viele Ähnlichkeit mit den Chinesen verleiht. Ihre Nase ist breit und platt, die Nasenlöcher sind weit geöffnet, in dem großen und breiten Munde stehen sehr weiße Zähne. Ihr Haar ist lang und dünn, schmutzig-schwarz und mit weißer Asche bestreut, was ihnen, da die Haare über das

Gesicht herabhängen, ein höchst widerliches Aussehen gibt. Ihr Körperbau ist merkwürdig. Während nämlich Brust und Schultern besonders entwickelt sind, so sind Arme und Beine äußerst dünn und hager, und die ganz unverhältnißmäßig langen Arme stehen wieder in schlechtem Verhältniß zu den kurzen, schwächlichen, schlecht geformten Beinen. Von einer Wade ist keine Spur vorhanden, sondern das Bein ist vom Fußknöchel bis zum Knie beinahe cylindrisch, die Schenkel haben außer den Muskeln fast kein Fleisch, ja zuweilen, wenn sie stehen, hängt die Haut in einer weiten Falte über das Knie herab. Bei Einigen scheinen die Kniemuskeln ganz zu fehlen und die geringste Kraft zu haben. Dieser Mangel rührt hauptsächlich von ihrer beständigen sitzenden Lebensweise her, denn in ihren Hütten und Kanots sieht man sie fast nie in einer andern Lage. Ihre Haut fühlt sich bedeutend kälter an, als die unsrige, und man kann sich kaum einen häßlicheren, mehr verkümmerten Menschenschlag denken. Von dem Werth der verschiedenen Tausch- und Handelsartikel, sogar von denen, die ihnen am liebsten und nothwendigsten sind, scheinen sie fast gar keinen Begriff zu haben. Eine zerbrochene gläserne Flasche ist ihnen so viel werth als ein Messer. Rothe Wollenzeuge in Streifen geschnitten, dünken ihnen eben so werthvoll als das ganze Stück. Die Streifen binden sie gern turbanartig um den Kopf.

Die Kinder, die wir zu sehen bekamen, waren alle noch klein und lagen in einem Nestchen von dürrem Grafe in einer Ecke des Kanot. Das Weib und ihr ältester Knabe ruderten das Boot, während der Mann sich damit beschäftigte, das eingedrungene Wasser auszu-schöpfen und das Feuer zu unterhalten, das sie stets auf

dem Boden ihres Kanots auf einem Häufchen Steine und Asche mitten im eingedrungenen Wasser mit sich zu führen pflegen.

Ihre Kanots sind aus Baumrinde sehr leicht gearbeitet, aber auch sehr gebrechlich, und die einzelnen Theile mit Stückchen Fischbein, Robbenhaut und Baumzweigen zusammengenäht. Sie sind an beiden Enden zugespitzt und durch eine Reihe Querhölzer, die oben am Bord eingespannt und befestigt sind, gespreizt und in der gehörigen Gestalt erhalten. Die Petscheräs wagen sich selten über die Küstenströmung hinaus, mit deren Hülfe sie sich fast allein fortbewegen, denn ihre Schaufelruder sind so klein, daß sie ihnen zur Fortbewegung ihrer Kanots nur bei ganz ruhigem Meere einigen Vorschub leisten können.

Ihre Hütten errichten sie in der Regel hart an der Küste, im Schooße irgend einer kleinen Bucht und an Stellen, wo sie vor den herrschenden Winden Schutz finden. Diese Hütten sind aus jungen Bäumen oder stärkeren Aesten erbauet, die sie ganz einfach in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit Rinde, Zweigen, Binsen und Schilfgras durchflechten, so daß das Ganze wie eine geflochtene Fischreue aussieht, die sie dann noch mit Gras, Rasenstücken, Baumrinde und dergleichen belegen. Der Regen wird aber nicht ganz abgehalten. Die Größe einer Hütte beträgt gewöhnlich sieben bis acht Fuß im Durchmesser und vier bis fünf Fuß in der Höhe; den Eingang bildet ein eirundes Loch; das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte. Der Fußboden besteht aus wohlgeknetetem festgetretenem Thon. Gegenüber der Hütte ist gewöhnlich ein Haufen von Schaalthieren, See-

sternen u. dgl. als Wintervorrath aufgehäuft, den man in der nächsten Nachbarschaft gesammelt hat.

Man sieht die Eingebornen fast nur in ihren Hütten oder in ihren Kanots; der unebene, gebirgige Charakter des Landes erschwert ihnen den Verkehr zu Lande sehr; denn Felsstürze, Schluchten, Sumpfgünde wechseln überall. Die Wälder haben ein dornigtes, dichtes Unterholz, das sie fast undurchdringlich macht. Ueberdies scheinen die Eingebornen die schlechtesten Fußgänger zu seyn.

Am 11. März kamen drei Rachen auf uns zugerudert, in welchem wir vier Weiber, ein Mädchen von etwa sechszehn Jahren, vier jüngere Knaben und vier kleinere Kinder erblickten, von denen das jüngste kaum einige Wochen alt schien. Alle waren ganz nackt, obwohl das Thermometer auf 46 Grad Fahrenheit (c. 7 Reaum.) stand. Sie führten rohe Waffen, nämlich Schleudern, um Steine daraus zu werfen, und drei rohe Speere, deren Spitzen aus Knochen mit Widerhaken bestanden. Mit diesen fangen sie ihre Fische, welche innerhalb der Brandung in großer Menge sich vorfinden. Zwei von den Männern ließen sich bewegen an Bord zu kommen, nachdem sie wohl eine Stunde lang um das Schiff herumgefahren waren, und gegen Gegengeschenke von unserer Seite ihre rohen Speere, etliche Zierrathen und einen Hund ausgetauscht hatten. Was sie an Bord sahen, schien sie gar nicht in Verwunderung zu setzen, außer als sie einen unserer Zimmerleute mit einem großen Bohrer in ganz kurzer Zeit eine dicke Planke durchbohren sahen, was für sie eine höchst mühsame Arbeit gewesen wäre. Sie waren sehr gesprächig, lachten, wenn man sie anredete, ja brachen bisweilen in überlautes Gelächter aus, das sie jedoch sogleich wieder mit ihrem bescheidenen

Ernste vertauschten. Sie zeigten eine überraschende Fähigkeit, Töne und Geberden nachzuahmen, und konnten jedes Wort, das wir ihnen vorsagten, mit merkwürdiger Genauigkeit nachsprechen. Einer sang sogar die Tonleiter nach der Violine ganz fehlerlos auf und ab, und konnte sogar halbe Töne ohne Mühe treffen. Ihre Stimmen sind sehr klangreich.

Obwohl sie uns ziemlich laut anredeten, sprechen sie doch unter sich immer sehr leise; sie konnten auch kein stärkeres Geräusch ertragen; und das Trommeln oder Abfeuern von Gewehren schien ihnen so unerträglich, daß sie sich die Ohren zuhielten.

Die Männer waren sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, und gestatteten uns Fremden nicht gern den Zutritt in ihre Hütten, obwohl es kaum häßlichere Geschöpfe gibt, als diese Feuerländerinnen. Ihre Weiber kamen nie zu uns an Bord, und waren äußerst scheu; gewöhnlich verlassen sie ihre sitzende oder hockende Stellung nicht, und verrichten auch die meisten häuslichen Geschäfte in derselben Haltung. Alle hatten die Gesichter mit Ruß beschmiert, und es wollte uns fast scheinen, daß dieses im Auftrage der Männer geschehen sei. Die Beschäftigung der Männer beschränkt sich auf den Bau der Hütten; das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln, ja selbst das Rudern der Boote fällt den Weibern zur Last.

Gegen Abend besuchten zwei unserer Leute ihre Hütten; ehe sie die Küsten erreichten, sahen wir die Eingebornen ein Feuer am Strande aufmachen, offenbar in der Absicht, die fremden Besucher bei demselben zu empfangen, um sie wo möglich von ihren Hütten abzuhalten. Als sie landeten, kam ihnen einer der Indianer entgegen, und sprach lebhaft zu ihnen; er deutete auf

das Schiff, und versuchte sich durch Geberden verständlich zu machen, zeigte dann nach Südost, dann wieder auf das Schiff, faltete die Hände wie zum Gebet, und rief zu wiederholten Malen elvah, elvah, woraus wir schloßen, daß auch diese Wilden eine Ahnung von Gott oder einem höchsten Wesen haben. Nach einer kleinen Weile führten die Indianer unsere Abgesandten nach ihren Hütten, sie krochen aber zuerst in ihre Höhlen, hockten den Weibern gerade gegenüber, und lüfteten das kleine Robbenfell, das ihre einzige Kleidung ausmacht, um von der Wärme zu profitieren. Die Weiber starrten ihre Gäste besonders neugierig an, suchten aber die Neugierde zu verbergen, indem sie sich mit ihren Kindern zu schaffen machten. In der Hütte suchte Herr Drayton von dem Indianer, der zuerst gesprochen hatte, zu erfahren, ob wirklich bei seinem Volke eine Kenntniß des höchsten Wesens vorhanden sei. Er deutete zu wiederholten Malen gegen den Himmel und faltete die Hände; die Indianer folgten seinem Beispiele und wiederholten im Chore dasselbe elvah wie zuvor. Näheres war nicht von ihnen zu erforschen.

Ihre Weise, freundschaftliche Gesinnungen auszudrücken, besteht darin, daß sie ihren Gast mit dem Worte „Petscheräh“ begrüßen, das wahrscheinlich Freund bedeutet und daß sie ihn bei den Händen ergreifen, und mit ihm wie Frösche im Kreise herumhüpfen. Auch unsere Gefährten wurden auf diese Weise begrüßt, bekamen dazu noch eine Art Lied zu hören, das der „Willkommen“ seyn sollte. Vergebens suchten sie von ihnen zu erfahren, auf welche Weise sie Feuer anzündeten. Aus der Sorgfalt jedoch, womit sie es unterhalten und aufbewahren, ist zu schließen, daß die Feuerbereitung ihnen nicht leicht wird. Sie nähren sich hauptsächlich von Muscheln,

Austern und andern Schaalthieren, und von Fischen. Seehunde und größere Fische werden ihnen bisweilen von der Brandung zugetragen. Das Land bringt wilden Sellerie, das Scharbockkraut, verschiedene Beeren und eßbare Wurzeln hervor. Sie kochen aber ihre Nahrungsmittel nur wenig, lösen die Schaalthiere durch Hitze aus ihren Schalen, und verzehren sie leicht geröstet.

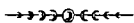
Einer von den Indianern, der mit unseren Gefährten auf das Schiff zurückkehrte, wurde von uns zu Tische gezogen; nach kurzem Unterrichte bediente er sich der Messer und Gabeln sehr geschickt. Wein und geistige Getränke verschmähete er; dafür mundete ihm Zuckerwasser desto besser. Gefalzene Speisen schmeckten ihm nicht besonders, allein mit Reis und Plum pudding stopfte er sich im buchstäblichen Sinne voll. Als er seinen Appetit gestillt hatte, schien er äußerst fröhlich und wohlgemuth, lachte und tanzte, und sang unaufhörlich sein „Heimelsh!“ Wir ließen ihn dann sorgfältig mit Seife waschen, und dadurch erhielt er eine bedeutend hellere Hautfarbe. Er war etwa 23 Jahre alt, ziemlich kräftig gebaut, aber so lange er auf dem Schiffe war, oft unpäßlich, da er seinen Magen mit Reis und Pudding überlud.

Die größte Ueberraschung gewährte ihm das Schauspiel unseres Gottesdienstes; von dem Augenblicke an, wo der Schiffsprediger zu lesen begann, verwandte er kein Auge von ihm, und drückte sein Erstaunen wiederholt durch dumpfe Laute aus. Wir hatten ihm Kleider angezogen; aber als er nach Verfluß einer Woche das Heimweh nach dem Lande bekam, war er kaum an die Rüste gebracht worden, als er schon wieder nackt erschien. Seine Kleider hat er wahrscheinlich verschenkt.

Kurz vor unserer Abreise hatten wir eins unserer

Luftsegel gewaschen und am Strande ausgebreitet; als wir abfahren und das Segel holen wollten, war es verschwunden. Vermuthlich war es von den einfältigen Indianern für eine Kostbarkeit gehalten worden.

— Armes Volk, das seine Tage hinbringen muß unter einem stets kalten und regnerischen und stürmischen Himmelsstriche, auf einer Erde, die keine Freude und keine Wärme hat, und nur so viel dem Menschen bietet, daß dieser nicht verhungert! Das einzige Thier, welches den Petscheräs so nützlich werden könnte, als das Rennthier den Eskimo's oder das Lama den Peruanern, wäre das Guanaco, das zum Lamageschlecht gehört, und noch im tiefsten Süden Amerika's vorkommt. Aber die Eingeborenen besitzen nicht die Mittel, dieses Thier einzufangen und für ihren häuslichen Gebrauch anzuwenden. So führen sie ein kümmerliches Pflanzenleben, das schwerlich so bald zu besserer Bildung entwickelt werden wird; denn vor dem „kalten Feuerlande“ hat Jeder Respekt, sieben Missionare die 1850 dahin kamen, waren schon im folgenden Jahre von Hunger und Krankheit aufgegeben und für die handeltreibenden Nationen ist dort nichts zu holen.



Inhalts - Uebersicht.

Amerika	Seite. 1
Erster Abschnitt.	
Labrador und seine Bewohner	8
Die Einwohner	15
Die Squatters in Labrador	35
Zweiter Abschnitt.	
Amerikanische Squatters im Westen	40
Der Erie-Kanal	50
Dampfboot-Kennen	56
Das Wild im Staate Illinois	64
Die Indianer und die Büffel in Nordamerika	68
Dritter Abschnitt.	
Mexikanische Baquero's und Hacienda's	71
Die mexikanischen Städte	79
Vierter Abschnitt.	
Die Antillen	87
Nach Havannah auf der Insel Kuba	92
Ein Orkan auf Kuba	102
Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen	103
Negerhütten auf den Antillen	106
Kleidung der Neger	108
Fruchtbarkeit des Bodens und Trägheit seiner Be- wohner	109

Fünfter Abschnitt.

	Seite.
Der Urwald in Brasilien	112
Die Leuchtkäfer	122
Die fliegenden Fische	125
Eine brasilianische Fazenda	128
Die Botokuden	132
Das Waldleben im Orgelgebirge	143
Das Thonfressen der Urstämme	173

Sechster Abschnitt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Peru	177
Die Städte	177
Salons	180
Professionen	181
Volksfeste	185
Eine Wanderung in die Cordilleren	194
Der Lazo, eine Waffe der südamerikanischen Völker . .	213
Der Condor	219
Jagd in Chili	225
Die Bewohner des Feuerlandes, Petscheräs genannt .	229

